Zeitschrift: Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Herausgeber: Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Band: 19 (1947-1948)

Artikel: Sagen und Märchen aus dem Senseland : II. Teil

Autor: Kolly, G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-956575

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schwarz und weiss.

Im Jahre 1127 schenkte der deutsche Kaiser den Herzögen von Zähringen die Oberhoheit über unser Land. Berchtold IV. erbaute auf einem Felskopfe an der Saane eine feste, trotzige Burg. Die nannte er Fryburg. Die Stadt stand damals noch nicht. Nur drunten an der Saane gab es ein paar armselige Fischerhütten. Die ganze Umgegend war von dichten Wäldern bewachsen, in denen Bären, Wölfe, Hirsche und Wildschweine in Menge hausten.

Berchtold war ein leidenschaftlicher Jäger. Eines Tages veranstaltete er eine grosse Jagd in den Wäldern des obern Senselandes. Gegen Abend kehrte die fröhliche Gesellschaft mit reicher Beute nach der Fryburg zurück. Der Herzog trennte sich von seinen Leuten, um noch ein neues Jagdrevier auszukundschaften. Da verirrte er sich in einem grossen Walde. Er ritt hin und her, bald aufwärts, bald abwärts, und konnte keinen Weg und keinen Ausgang mehr finden. Die Nacht brach herein und stockdunkel wurde es im Walde. Eulen schrien und Wölfe heulten. Berchtold musste absteigen und das Pferd am Zaume führen. Schritt um Schritt tastete er sich durch die undurchdringliche Finsternis. Plötzlich blitzte ein Lichtschein durch das Gewirr der Stämme. Vorsichtig arbeitete sich der Verirrte näher an diesen heran. Er kam auf eine Lichtung, wo inmitten rauchender Meiler eine Köhlerhütte stand. Der Herzog band sein Pferd an einen Baum, ging zum Häuschen und klopfte an. Der Köhler öffnete die Türe und geleitete den unbekannten, späten Gast in die Stube. Dort bewirtete er ihn und machte ihm in einer Ecke ein Nachtlager zurecht. Berchtold war müde. Er legte sich hin und fiel in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er sprang

auf, musterte sein Gewand und musste hell auflachen. Sein Wams war am Rücken schwarz und auf der Brust weiss bestäubt. Wie kam das ? Ganz einfach. Der Köhler hatte ihm das Lager aus Kohlensäcken bereitet und ihn mit einem Mehlsack zugedeckt.

Nachdem der Herzog sich mit Brot und Milch gestärkt, drückte

er seinem freundlichen Wirte ein Goldstück in die Hand, schwang sich aufs Pferd und ritt in den Wald hinaus. Schon nach einer kurzen Weile erreichte er den Rand desselben. Vor ihm lag das tiefe Tal der Saane, und drüben leuchtete hoch auf dem Felsen seine Burg im Morgensonnenschein. Lange betrachtete er dieses reizende Bild. Doch urplötzlich ging ihm ein kühner Gedanke durch den Kopf. « Jawohl », rief er laut, « das will ich tun. Auf jenem Felsen baue ich eine Stadt. — Fryburg soll sie heissen. — Schwarz und weiss wird ihr Wappen sein. »

Der Tambour.

Ein junger Krieger, ein Tambour, zog siegesfroh von einer Schlacht heim. Sein Weg führte ihn durch den Wald von Willisried. Vor Freude trommelte er. Der Zwingherr auf Schloss Kinkenrain vernahm das Spiel, erspähte den Trommler und vermutete, der Krieger trage goldene Beute auf sich. Als der Jüngling in die Nähe des Schlosses kam, überfiel ihn der Zwingherr, tötete und beraubte ihn. Um Mitternacht verscharrte er den Leichnam des Erschlagenen unter dem Brücklein von Willisried.

Doch, der Mörder sollte keine Ruhe finden. In mondhellen Nächten stieg der junge Tambour aus dem Grabe, ging wie einst den Waldweg hinauf und trommelte und trommelte, dass der Wald davon widerhallte und das Echo den Zwingherrn aus dem Schlummer riss; trommelte und trommelte bis an das Schloss heran und trommelte um das Schloss herum, dass der Zwingherr vor Angst und Grausen fast den Verstand verlor. Viele Jahre lang hat der Tambour mit seinem Getrommel den Mörder gefoltert und ihn langsam zu Tode gequält.

Heute noch, wenn der brausende Föhn das Land von Schnee und Eis befreit hat, die Erde sich schmückt mit frischem Grün und die ersten Blumen spriessen, da hält es der Tambour im engen Grabe nicht mehr aus und bittend spricht er zum Herrn des Himmels: « Die Welt war so schön, das Leben so köstlich und das Sterben im Lenze so schwer, — o lass mich noch einmal leben, leben und den Menschen die frohe Frühlingshoffnung bringen ». Gott gewährt seine Bitte. In einer Mondnacht, da steigt der Tambour

aus dem Grabe und geht trommelnd durch den Wald wie damals, als er vom Siege heimkehrte. Die Vögel und Tiere des Waldes horchen auf, die Menschen erwachen aus Schlaf und Traum und lau-

schen dem fernen Klang der Trommel. Aber nicht Angst und Zittern, wie einst den Zwingherrn von Kinkenrain, befällt die Menschen, sondern Freude. Sie wissen, der Tambour ist kein Rächer mehr, sondern ein froher Bote, der verkündet, dass des Winters Macht gebrochen und der liebliche Lenz endlich gekommen ist.

Die Murtenlinde.

Am 22. Juni 1476, da brach um die Mittagsstunde das Heer der Eidgenossen aus dem Walde hervor und warf sich mit Todesverachtung auf die Burgunder. Das feindliche Geschütz donnerte und riss Lücken in ihre Reihen. Doch, ohne hinter sich zu schauen, rückten sie mit unwiderstehlicher Kraft vorwärts. Wer wollte sich einer Lawine, die vom Berghang herniederdonnert, in den Weg werfen und ihr Halt gebieten ? Also drangen die Eidgenossen unaufhaltsam vor. Was sich ihnen entgegensetzte, wurde in den Staub geschmettert. Da löste sich das stolze Burgunderheer auf und floh wie eine Herde, in die der Wolf gefallen. Aber der Weg zur Flucht ward ihnen abgeschnitten, und ein wildes Schlachten begann. Man war nicht zufrieden, den Feind besiegt zu haben. Vernichten wollte man ihn, um nie mehr mit ihm kämpfen zu müssen. So geschah es in der ewig denkwürdigen Schlacht von Murten.

Als der Sieg errungen war, gab der Hauptmann der Freiburger, Petermann von Faucigny, einem jugen Krieger den Befehl, nach Freiburg zu eilen und dort die frohe Botschaft zu verkünden. Das war ein ehrenvoller Auftrag. Der Soldat brach vom nahen Lindenbaume einen Zweig. Der sollte das Siegeszeichen sein. Dann machte er sich auf den Weg. Die Sonne brannte sommerlich heiss. Wohl mancher Baumesschatten lud zu kurzer Rast ihn ein. Doch der Bote achtete ihn nicht, er eilte weiter. Ein Brunnen am Wegesrand bot ihm kühlen Trank an, — er huschte vorüber. Erst wollte er den geängstigten Menschen die Siegeskunde bringen. Wie viele Mütter bangten heute in der Stadt um ihre Söhne, wie viele tausend

Kinder um ihre Väter. Er durfte diesen allen die erlösende Frohbotschaft bringen. Darum nicht gesäumt. Weiter — weiter.

Schon winken in der Ferne die Türme und Tore der Stadt. Der Schweiss brünnelt ihm vom Gesichte. Das Herz schlägt wild, als wollte es zerspringen. Der Atem geht keuchend. Es flimmert ihm vor den Augen, und in den Ohren rauscht es wie Meeresbrandung. Doch weiter — weiter. Jetzt erreicht er das Stadttor. Seine letzten Kräfte schwinden, der Atem stockt, die Beine wollen ihn nicht mehr

tragen. Weiter — weiter, hämmern alle Pulse. Noch eine kleine Strecke und er ist am Ziel...

Auf dem Rathausplatze ist die ganze Bevölkerung der Stadt versammelt und wartet fiebernd auf Nachricht. Man weiss, dass es heute zur Schlacht gekommen ist. Doch über den Ausgang des Kampfes ist man noch im Ungewissen. Ein banges Gefühl lastet zentnerschwer auf allen Gemütern. Sollte der Burgunder gesiegt haben ? Dann liegen unsere Väter und Söhne auf dem Schlachtfelde — und wir werden bald die Rache des Siegers zu fühlen bekommen. Stunde um Stunde verrinnt. Immer noch keine Kunde.

Doch plötzlich gellt ein Schrei: « Ein Bote kommt, — macht Platz ! » Ein junger Krieger, rauchend von Hitze und Schweiss, wankt keuchend durch die erregte Menschenmenge. Jetzt bleibt

er stehen — ringt nach Atem — schwingt den Lindenzweig — und ruft: « Sieg ! Sieg ! » Dann sinkt er erschöpft zu Boden.

Sieg ! Sieg ! Dieses eine Wort, es pflanzt sich mit der Schnelligkeit des Blitzes über tausend und tausend Lippen fort und schwillt an zu einem brausenden Orkan. Es nimmt von tausend und tausend Menschenherzen den bangen Kummer, der wochenlang auf ihnen gelastet. Sieg ! Sieg ! jubeln alle Glocken der Stadt. Sieg ! Sieg ! antworten ihre Schwestern in den Dörfern draussen. Sieg ! Sieg ! bimmelt von der hintersten Bergkapelle noch ein silberhelles Glöcklein ins letzte Tal hinauf.

Doch der Bringer dieser Freude hörte nichts vom Jubel der Menschen und vom Klang der Glocken. Sein Herz schlug nicht mehr. Man löste den Lindenzweig aus seiner erstarrten Hand und grub ihn an der Stelle, wo der Held gefallen, in den Boden. Das Reis wuchs und wurde ein starker Baum: Die Murtenlinde. Sie steht noch heute auf dem Rathausplatze zu Freiburg.

Ritter Velga.

Hoch über der Saane, nahe der Stelle, wo heute der Weg nach St. Wolfgang von der Bernstrasse abzweigt, stand ehemals die feste Burg Kastels. Sie gehörte dem Ritter Velga. Er soll ein habgieriger Mensch gewesen sein. Die Bauern der Umgebung, die ihm zinspflichtig waren, klagten laut über seine Härte. Immer höheren Zins forderte er von ihnen, und immer grössere Abgaben. Wer nicht bezahlen konnte, wurde unbarmherzig von Haus und Hof vertrieben und ins Elend gejagt. Auf diese Weise soll sich der Burgherr innert weniger Jahrzehnte ein ungeheueres Vermögen zusammengescharrt haben.

Da brach zwischen den Städten Freiburg und Bern ein Krieg aus. Die Berner zerstörten fast alle Burgen in der Umgebung Freiburgs. Eines Tages erschienen sie auch vor Kastels. Sie erstürmten das Schloss und plünderten es aus. Vom Keller bis zum Estrich wurden alle Kisten und Kasten geleert und die ungeheuern Reichtümer weggeschafft. Dem sagten die Berner « Sackmann machen ». Schliesslich wurde die stolze Feste verbrannt und gänzlich zerstört. So kam der Ritter Velga um alle die Schätze, die er sich erwuchert und ergeizt hatte. Darüber verlor er völlig seinen Verstand und fiel in Irrsinn. Neben dem zerstörten Schlosse baute er sich eine elende Bretterhütte und lebte darin noch mehrere Jahre. Jeden Tag sah man ihn auf dem verödeten Burghofe kleine Kieselsteine auflesen, die er in eine Wanne legte und oft stundenlang herumschüttelte, als ob es Goldstücke wären, die er vom Staube reinigen wollte. Später wühlte er sogar den Boden auf, um immer neue

Kiesel zu finden. Endlich erlöste ihn der Tod von diesem traurigen Dasein. Aber weil sein Herz zeitlebens nur an den Gütern dieser Welt gehangen und für die Nöten der Mitmenschen nur Härte gekannt hatte, konnte er nicht selig werden. Sein Geist musste auf die Erde zurückkehren, in den Ruinen von Kastels umgehen und sühnen.

In mondhellen Nächten sah man noch in spätern Jahrhunderten den Geist des Ritters im Burghofe herumirren, Kiesel auflesen und in der Wanne schütteln. Wenn aber von den Türmen der Stadt die Mitternachtstunde schlug, dann verschwand er mit seinem Schatz im alten Gemäuer, laut jammernd und wehklagend, dass sich darob ein Stein hätte erbarmen mögen.

Grasburg.

Östlich von Heitenried erhebt sich auf einem hohen Felsen die Ruine Grasburg. Sie war einst eine der trutzigsten Burgen unseres Landes. Ein Teil des untern Sensebezirkes und das heutige Amt Schwarzenburg wurden von hier aus durch Vögte oder Zwingherren regiert. Die Herrschaft Grasburg gehörte nacheinander den Zähringern, Kyburgern, Habsburgern, Savoyern und ging endlich 1423 durch Kauf an die Städte Bern und Freiburg über.

Unter den Vögten wird es, wie etwa überall, gute und schlimme gegeben haben. Ein arger Tyrann aber soll Amadeus gewesen sein. Er drückte die Untertanen auf alle erdenklichen Arten, forderte immer höhere Zinsen und Zehnten, liess die säumigen Zahler im Burgverliess einkerkern und strafte jedes kleinste Vergehen mit hohen Geldbussen. Als die Willkür des Vogtes unerträglich geworden, da verschworen sich einige Männer, um ihn zu beseitigen. Das war aber kein leichtes Unternehmen. Fast schien es, als ahne der Zwingherr, was ihm drohe. Er ritt nie mehr allein aus; immer musste ihn eine Schar Bewaffneter begleiten. Die Burg zu überfallen wäre ein eitles Unterfangen gewesen. Mauern und Türme waren wie für die Ewigkeit gebaut, und alle Tore wurden Tag und Nacht scharf bewacht. Es gelang den Verschworenen nicht, ihren Plan auszuführen.

Um diese Zeit diente auf der Burg eine Magd. Die sah jeden Tag neue Ungerechtigkeiten des Vogtes und hörte seine Drohungen und Schmähworte gegen das Volk. Ein bitterer Hass kochte in ihrem Herzen. Willig lieh sie den Verschworenen ihr Ohr und liess

sich überreden, den Zwingherr umzubringen. Eher als sie erwartete bot sich eine günstige Gelegenheit.

An einem heissen Sommernachmittage stiegen dunkle Wolken am Himmel empor. Ein furchtbares Gewitter ging über die Berge. Ein sintflutartiger Regen goss hernieder. Alle Bergbächlein schwollen zu Flüssen an und trugen die Wassermassen der Sense zu. Diese wurde zum wilden Strome. Sie riss Wald und Häuser und Brücken mit sich. Immer weiter rollten und tosten die wirbelnden Wasser und gegen Abend schlugen sie dröhnend an die Felsen der Grasburg. Das rauschte und wütete und spritzte und schäumte und krachte, als wollten sie den Fels samt der Burg hinwegfegen. Den Vogt ergriff eine Unruhe. Waren es die tobenden Wasser, die ihn aufwühlten oder war es das böse Gewissen, das ihn ob seiner Untaten quälte? Wie ein Geist fuhr er im Schlosse herum, treppauf, treppab, durch Gänge und Gemächer. Wie ein dunkler Schatten folgte ihm geräuschloss die Magd. Als der Vogt sich einmal über die Fensterbrüstung hinauslehnte, um einen Blick auf die wütenden Wasser zu werfen, da huschte sie herbei, packte ihn bei den Stiefeln und stiess ihn hinaus. Mit einem gellenden Schrei sank er in die grausige Tiefe. Der wilde Strom nahm den zerschmetterten Leichnam des Tyrannen und trug ihn fort. Man hat ihn nie mehr gefunden.

Der Deserteur.

Es war zu Anfang des letzten Jahrhunderts. In unserem Lande regierte Napoleons Willkür. — An einem Spätherbstabend wanderte ein junger Soldat in französischer Grenadieruniform der Ärgera entlang aufwärts. Er sah bleich und elend aus. Seine Kleider waren verstaubt und seine Schuhe zerfetzt. Mühsam schleppte er sich vorwärts. Endlich fand er eine Felsenhöhle. Mit Aufbietung der letzten Kräfte kletterte er die Anhöhe hinauf und machte sich in dem engen Raume ein Lager zurecht. Einige Tage hauste er hier und nährte sich von den letzten Beeren des Waldes. Aber die karge Nahrung war mit jedem Tag schwieriger aufzutreiben, und die Nächte wurden empfindlich kalt. Da verliess er in einer Nebelnacht die Höhle, um bei erbarmenden Menschen Unterkunft zu suchen. Er wanderte am Hang des Tales empor und kam zu einem Bauernhause. Auf gut Glück vertrauend klopfte er an. Der Bauer zündete mit der Laterne heraus und fragte den späten Gast nach seinem Begehr. Der sprach: « Um Gottes Willen, habt Erbarmen mit mir. Gebt mir etwas zu essen und für die Nacht ein Lager». Der Bauer hiess ihn in die Stube treten, und die Hausmutter trug eine dampfende Suppe auf. O wie erquickte sie den halbverhungerten Fremden, und eine wohlige Wärme durchrieselte seinen Leib. Nun fing er an zu erzählen: « Man hat mich gewaltsam vom Vaterhause weggenommen und nach Frankreich gebracht. Dort steckte man mich in eine Uniform, und ich wurde Soldat. Fremde Städte und Länder habe ich viele gesehen, und in mancher Schlacht bin ich dabei gewesen. Doch bald erwachte

das Heimweh in mir, und mit jedem Tage wurde es mächtiger. Eines Abends bezogen wir auf einem einsamen Bauernhofe Quartier. Da hat mein sehnendes Herz den schwersten Kampf gefochten. Während meine Kameraden drinnen in der Stube spielten und tran-

ken, sass ich vor dem Hause auf einer Bank und schaute träumend in den sinkenden Tag hinaus. Auf der Matte draussen weideten Kühe und Rinder, und ihre Glocken läuteten so schön, so hell — wie daheim. Milder Abendsonnenschein lag wie heimatlicher Friede über diesem Gefilde. Ein goldener Himmel spannte sich darüber. Helle Wölklein wanderten wie selige Geister dahin und verschwan-

den im Osten hinter dem fernen Bergwalde. Mir war, als wollten sie mich locken: Komm mit uns, komm! Dort drüben liegt deine Heimat — komm doch. Um der Versuchung zu widerstehen, schloss

ich die Lider. Aber jetzt erstand vor meinem innern Auge ein anderes Bild. Ich sah mein Vaterhaus von der Abendsonne umstrahlt, meine Eltern und Geschwister auf der Bank davor. Unsere Kühe sah ich auf der Weide, und ihr Geläute war es, das in meine Ohren klang und meine Seele mit den süssesten Sehnsuchtsbildern füllte. Da

packte mich das Heimweh mit solcher Macht, das ich nicht mehr Herr meiner selbst blieb, und ich fasste den Entschluss, in die Heimat zu fliehen. In derselben Nacht, als meine Kameraden vom Weine betäubt in schwerem Schlafe lagen, da stand ich leise auf und eilte von dannen. Ich ging den Weg, den mir die Abendwolken gewiesen hatten. Als der Tag anbrach, da stand ich auf der Höhe jenes fernen Bergwaldes. Dort ruhte ich in einem sichern Versteck, und mit Einbruch der Nacht setzte ich meine Reise fort. So bin ich gewandert, Tage und Wochen lang. Jetzt sind meine Füsse wund, und mein Körper ist von den Entbehrungen geschwächt. Darum, ihr guten Leute, behaltet mich einige Tage hier bei euch, bis ich wieder hergestellt bin. Dann werde ich weiterwandern; meine Heimat ist nicht mehr fern. Mein Vater entschädigt euch reichlich für alles, was ihr an mir aufwendet. Und erst der himmliche Vater, der wird euch tausendfach lohnen, was ihr dem armen Flüchtling Gutes getan. Aber, verratet ja keinem Menschen meinen Aufenthalt, denn ich bin ein Deserteur, und wenn ich erwischt werde, wartet mir der Tod».

Sprach die Bäuerin: « Seid ohne Sorge. Ich will euch jetzt in der obern Stube ein Lager rüsten. Dort könnt ihr ruhig und sicher schlafen. So Gott will, werdet ihr bald wieder hergestellt sein und dann endlich den Weg in die Heimat finden». Eine halbe Stunde später schlief der müde Krieger sanft und selig in einem weichen, warmen Bett und träumte von Vater und Mutter und Glück in der Heimat.

Mitten in der Nacht öffnete sich leise die Türe des Hauses, und der Bauer trat hinaus. Seine Frau folgte ihm. Angstvoll flüsterte sie ihm zu: « Um Gottes Willen, — hab Erbarmen — gehe nicht». Sie ergriff ihn am Rock und wollte ihn ins Haus zurückziehen. Er aber riss sich los, — und eiligen Schrittes verschwand er in Nacht und Nebel.

Am andern Morgen schreckte Poltern und Klopfen den Krieger aus seinem süssen Schlummer. Die Kammertüre wurde aufgerissen und herein stürzten zwei Landjäger. « So ! Da haben wir den Deserteur,» schrien sie. « Steh auf, und folge uns in die Stadt, dort werden wir dich deinem Herrn wieder ausliefern.» Was sollte er tun ? An Gegenwehr war nicht zu denken. Also machte sich der

Soldat marschbereit und verliess mit seinen Wächtern das Haus. Am Tenntor lehnte der Bauer und sah dem Trauerspiele kalt und teilnahmslos zu. Da wandte sich der Krieger um und redete also zu ihm: « Du hast mich verraten. Aber ein Fluch wird deiner ruchlosen Tat folgen. Du sollst einmal ohne Heimat und Heim als Fremdling... ». Die Landjäger liessen ihn nicht weiterreden und zogen ihn fort. Nur mühsam vermochte er ihnen zu folgen. Er wusste, wo und wie dieser Leidensweg zu Ende ging. Ade — Heimat — Vater — Mutter — ade.

Der Fluch folgte der bösen Tat. Noch im selben Winter starb dem Bauer seine Frau. Im nächsten Sommer standen ihm die prächtigen Pferde um. Später vernichtete die Seuche seinen Viehstand. Dann musste er Bürgschaften bezahlen, und endlich brach der Geldstag über ihn herein. Haus und Hof wurden versteigert. Voll Groll und Verbitterung verliess der einst wohlhabende Bauer bettelarm Heim und Heimat und wanderte wie ein Flüchtling in die Welt hinaus. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört.

Wertvolle Hilfe.

«Wie war es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem.»
(Kopisch)

Im Burgerwalde hauste vor alten Zeiten das niedliche Volk der Zwerge. In Felsklüften, unter den Wurzeln der riesigen Wald-

bäume und zwischen den Steinblöcken hatten sie ihre Wohnungen. Vor unbekannten Menschen flüchteten sie sich oder machten sich unsichtbar. Dem Hirten und dem Holzhauer nahten sie sich ohne Scheu

und ergötzten ihn während der Arbeit durch drollige Spässe und Spiele. Guten Menschen halfen sie, wo sie konnten. Wer sie aber erzürnte, der konnte auf die Rache der kleinen Leutchen zählen.

Im Schwand war Heuet. Wohl ein Dutzend Fuder « klingeldürres », duftendes Heu lag auf der Bergmatte ausgebreitet und wartete auf die fleissigen Hände, die es unter Dach bringen sollten. Aber es waren nur wenige Arbeiter zur Stelle. Zudem nahte noch ein Gewitter. Der Meister war halbverzweifelt. « Wenn doch in Gottes Namen ein paar Dutzend Leute kämen, um uns zu helfen », rief er aus. Siehe, da fing es an zu rascheln im Erlengebüsch. Die Zweige knackten, und von allen Seiten strömten Zwerglein herbei, Männlein und Weiblein, viel Hundert an der Zahl. Lautlos machten sie sich an die Arbeit. Jedes nahm einen Büschel Heu, trug ihn eiligst nach der Hütte und holte schon wieder die zweite Bürde. Das wimmelte und krabbelte ums Haus wie ein aufgerührter Ameisenhaufen. Als die ersten grossen Regentropfen auf das Schindeldach der Berghütte trommelten, da war die Matte abgeräumt und kein Hälmlein mehr draussen. Der Bauer wollte den Zwergen für ihre Hilfe danken, aber diese waren verschwunden. Von der Höhe des Waldes tönte noch ein hundertstimmiger, übermütiger Jauchzer hernieder.

Christelis Erlebnisse.

Christof Cotting erzählte:

Unten am Burgerwald liegt der Schwand. Er gehörte meinem Vater. Im Sommer hirteten wir da droben. Da hab ich meine schönsten Jugendtage verlebt. Mit den Kühen und Geissen tollte ich auf der Weide herum. Im Walde zwischen den hohen Steinblökken baute ich Häuschen, und mit Schierlingsröhren machte ich Brünnlein. Am Rande des Baches, unter schattigen Erlen, bildete ich einen See und bevölkerte ihn mit Groppen und Forellen. Am Waldsaume gab es Himbeerstauden, die von der Last ihrer Früchte fast zu Boden hingen, und in den Lichtungen war alles blau und traubigvoll von Heidelbeeren. Da habe ich geschmaust so manches liebe Mal und Körbe und Kessel gefüllt und gesungen und gejodelt, was aus der Kehle mochte. Ja, das war eine schöne, selige Zeit.

Einmal hatte ich ein seltsames Erlebnis. Ich war damals noch ein kleiner « Pfüderi » und spielte auf der Bühne. Es war kein Heu mehr da. Aber auf dem Boden lag noch fusshoch « Blüemt ». Ich wischte mit den nackten Füssen diese Heublumen zusammen und formte damit allerlei Berge und Hügel. Auf einmal stand ein kleines Männlein neben mir. Obwohl es nicht grösser war als ich, musste es doch sehr alt sein, denn sein Gesicht war voller Runzeln und der lange Bart ganz grau. Es redete nicht, es lächelte nur und deutete mit der Hand, ich solle weiterspielen. Als ich wieder aufschaute, war das Männlein verschwunden. Mein Vater erklärte mir dann, das sei jetzt ein « Holzappeli » gewesen. Die dürfe man nicht auslachen, sonst bekomme man einen geschwollenen Kopf.

Einige Jahre später hatte ich noch ein anderes Erlebnis. Ich sollte eines Tages die Ziegen hüten. Wie gewöhnlich ging ich mit ihnen an den Bach. Da gab es Haseln und Erlen, und die Tiere

naschten gerne von diesen Blättern. Unversehens gelangte ich zu meinem See und fing an Kanäle zu graben, Röhren einzulegen, den Damm zu erhöhen und Fischlein zu fangen. Ich vergass die Ziegen, vergass Zeit und Umwelt und lebte nur meinem Spiele. Erst als die Sonne sich dem Horizont zuneigte, erwachte ich aus meinem Trau-

me und erinnerte mich meiner Aufgabe. Da musste ich mit Schrekken feststellen, dass alle meine Ziegen verschwunden waren. Ich suchte sie bachab, ich suchte sie bachauf. Vergebens. Jetzt sprang ich dem Burgerwalde zu. Ich eilte über Stock und Stein von Lichtung zu Lichtung. Keine Ziegen. Ich jagte durch Farnfelder und durch Brombeergebüsch. Meine Hände und Füsse bluteten, und die Hosen waren zerrissen. Immer tiefer drang ich in den Wald hinein, rief die Tiere beim Namen und lockte sie: « Piggul — Mutta — Mägga — Giba — chom tä — tä — tä ». Aber kein Glöcklein ertönte, kein Meckern antwortete. Nur das Echo gab meine angsterfüllten Rufe zurück. Immer weiter hetzte es mich. Schon gelangte ich in die Nähe der Kreuzfluh. Riesige Steinblöcke versperrten mir den Weg. Bald kriechend, bald kletternd suchte ich weiter zu kommen. Da strauchelte ich über eine knorrige Wurzel, stürzte ein Stück weit den Hang hinunter und blieb am Fusse eines mächtigen Felsblockes liegen. Ich schluchzte und weinte und wusste nicht mehr was beginnen. Doch auf einmal hörte ich ganz in der Nähe jemand rufen: « Du, Christeli — diner Giiss si de da ». Ich richtete mich auf, trocknete meine Tränen ab, und ohne zu wissen mit wem ich rede, antwortete ich: « Ebe, jag mer schi ubera ». Da fing es auf einmal an zu glünggeln und zu schellen, mit Geisseln zu klepfen und ho-ho-ho zu rufen. Jetzt kam der Piggul zwischen zwei Fluhtossen zum Vorschein, darauf das Chrideli, die Blanggeta, die Giba, die Mutta, die Mägga und alle die andern. Mit vollen Bäuchen und strotzenden Eutern umringten sie mich bald. Noch immer knallten die Peitschen und riefen die Stimmen ganz nahe bei mir. Aber ich konnte niemand sehen. Da wusste ich auf einmal, dass die Zwerglein mir die Ziegen gehütet und zurückgebracht hatten. Auf versteckten Weglein, zwischen Stöcken und Steinen hindurch, trieben sie die Tiere jetzt noch waldabwärts. Ich folgte ihnen und erreichte ohne Mühe die Weide. Hier verstummten plötzlich die Treibrufe und das Geisselknallen. Ich hätte den unsichtbaren Helfern noch sagen sollen: « Habt Dank für euere Hilfe ». Aber in meiner Freude vergass ich es leider.

Ds Tschampämperli ischt tot.

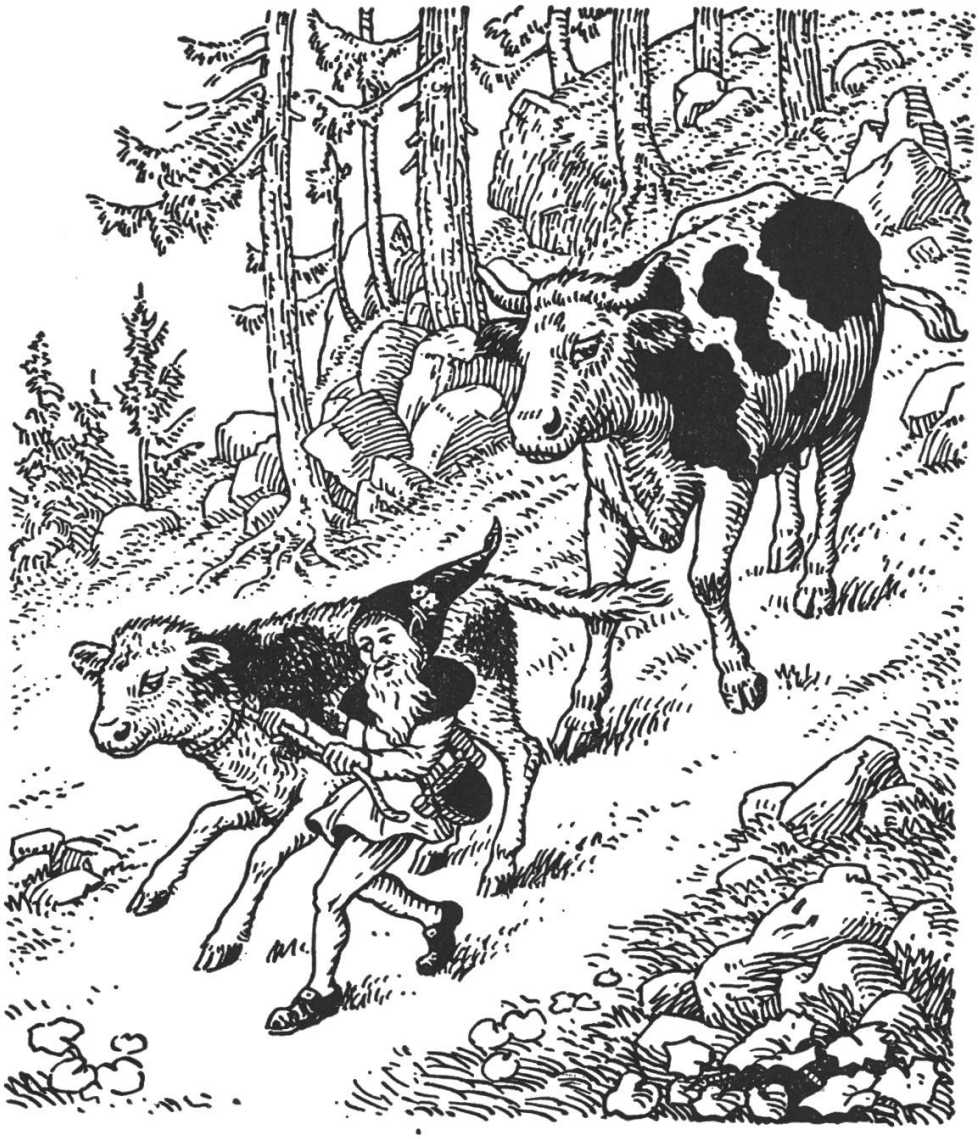
An einem Wintertage ging Niklaus Aeby von Muschels nach dem Burgerwald, um Holz zu fällen. Als er eine Zeit lang gearbeitet hatte, rief ihm jemand aus dem Walde heraus zu: « Niggi, Niggi ! » Der Holzer schaute rings um sich, aber er sah niemand. Darum fuhr er mit der Arbeit weiter. Aber nach einer Weile rief es abermals: « Niggi, Niggi ! » Er setzte die Axt ab und rief: « Was ischt ? » Da hörte er ganz neben sich eine feine Stimme, welche weinend sprach: « Niggi, gang doch im Tschimpämperli ga säge, ds Tschampämperli sigi gschtorbe ». Wie Niklaus auch schaute und lauschte, es war nichts zu sehen und nichts mehr zu hören. Darum arbeitete er weiter. Die Axtschläge hallten durch den stillen, winterlichen Wald; Splitter und Späne spritzten wie Funken, und krachend stürzte ein Baum nach den andern. Erst als die Dämmerung leise durch den Wald ging, kehrte Niklaus nach Hause zurück. Beim Nachtessen erzählte er vor Frau und Kindern sein Erlebnis. Aber kaum hatte er fertig geredet, da ertönte aus der Ecke hinter dem Ofen ein herzzerbrechendes Schluchzen und Weinen, und doch war niemand dort zu sehen. Das Weinen ging durch die Stube; die Türe öffnete und schloss sich; dann ging es durch den Hausgang, dann über den Hausplatz und endlich quer durch die verschneiten Matten, gegen den Burgerwald hin. Noch lange hörte man's von ferne klagen: « dsTschampämperli ischt tot... ».

Der dankbare Zwerg.

Es war gegen Herbst. Die Hirten rüsteten sich zur Talfahrt. Da klopfte es eines Tages an einer Sennhütte auf der Muschenegg. Der Hirt öffnete die Türe, und vor derselben stand ein bär-

tiges Zwergenmannli. Das fragte, ob es nicht eine Kuh zum Wintern bekommen könnte, es wolle reichlich bezahlen. Der Hirt traute zwar dem Kleinen nicht recht; doch wollte er das Zwergenvolk

nicht erzürnen, denn es hatte ihm während des Sommers die Tiere gehütet und keines zu Schaden kommen lassen. Darum gab er endlich eine Kuh — nicht die beste — nur eine elende, magere. Aber



das Männlein war zufrieden, dankte und versprach das Tier im Frühjahr zurückzubringen. Dann zog es freudig mit der Kuh ab. Der Hirt folgte ihm von ferne. Er wollte wissen, wo der Zwerg die Kuh unterbringe. Aber dieser verschwand mit dem Tiere in einer Spalte der Kreuzfluh. « Der kommt nicht wieder », dachte der Hirt, « und die Kuh ist verloren ».

Herbst und Winter vergingen. Der Frühling zog ins Land. Auf den Bergen schmolz der lezte Schnee und die Weiden kleideten sich in frisches Grün. Die Herden zogen wieder auf die Alpen. Die Schellen und Treichlen läuteten und von den Höhen erklangen die hellen Jodler. Auf der Muschenegg herrschte frohes Treiben; Hirten und Herden waren angekommen. Schon am ersten Abend klopfte das Zwerglein wieder an die Türe der Hütte und brachte dem Hirten eine schöne, wohlgenährte Kuh und ein prächtiges Kalb. Der aber riss die Augen auf und konnte nicht glauben, dass diese schöne Kuh die nämliche sei, die er im Herbst dem Zwerge gegeben. Sein Erstaumen wurde aber noch grösser, als ihm das Männlein noch eine Rolle nagelneuer Taler gab und dazu bemerkte: « Das ist für Milch, Butter und Käse — und für das Zutrauen, das ihr mir geschenkt habt ». Der Hirt wollte sich entschuldigen, dass er nicht eine bessere Kuh gegeben habe, aber das Zwerglein dankte nochmals und machte sich eilig davon.

Das Tänzchen.

Der Bauer von Tscherlu war einst mit seinen Leuten im Schwand droben mit Heuen beschäftigt. Da sahen sie unter einer alten Wettertanne zwei Zwerglein, welche lustige Purzelbäume schlugen. « Die wollen wir fangen», sagte der Bauer, und sogleich jagte das Gesinde den beiden kleinen Leutchen nach. Das eine wurde gefangen genommen, das andere konnte entfliehen. Als letzteres ausser Gefahr war, kehrte es sich um und rief seinem armen, gefangenen Brüderchen zu: « Sage den Menschen dann nie, für was der Nesselsamen und die Bockwurzeln (Bibernelle) gut sind»! « Nie ! Nie !» gab dieses zurück; dann führte es der Bauer mit sich heim und schloss es in eine Kammer ein. Dort sass es einige Tage lang zusammengekauert in einer Ecke wie ein gefangenes Mäuschen. Nach und nach gewöhnte es sich aber an die Menschen. Von nah und fern kamen Leute, um das kleine Geschöpf zu schauen. Das Zwerglein schnitt ihnen lustige Grimassen und ergötzte die wunderigen Menschen mit allerlei Kunststücken.

Einmal behauptete es, es könne noch ein ganz reizendes Tänzchen. Man solle einen Knäuel Faden nehmen, das äussere Ende desselben am Türpfosten befestigen und dann den Knäuel über den Boden fortwerfen. Alsdann wolle es so rasch über den Faden tanzen, wie dieser sich abwickle. Das hätten die neugierigen Leute gar gerne gesehen. Sie holten schnell ein « Chluntscheli» Faden und taten so, wie das Zwerglein gesagt hatte. Der Knäuel rollte über den Hausplatz, und das kleine Männlein wirbelte hinter demselben her — immer weiter, immer weiter. Der Knäuel stand still, aber das Zwerglein tanzte immer weiter vom Hause weg. Plötzlich kehrte es sich um, drehte ganz unverschämt den überlisteten Zuschauern eine lange Nase und huschte durch Hecken und Zäune über die Matten davon — dem Burgerwalde zu.

I ha chalt!

Der Bergsommer geht zu Ende. Hirt und Herde sehnen sich nach dem warmen Winterquartier. Aber noch ehe die Talfahrt beginnen kann, schlägt das Wetter um. Ein kalter Wind fegt über die Berge und peitscht die Regenschauer, die endlich in einen winterlichen Schneesturm übergehen. Einen ganzen Tag lang schneit es ohne Unterbruch. Die Weiden decken sich mit Schnee, und die Äste der Tannen hangen ob der schweren Last tief herunter. Das Vieh muss im Stalle gefüttert werden. Die Nacht bricht herein, und immer noch schneit und stürmt es.

An diesem Abend kriecht Josi, der mutterseelenallein auf der Muschenegg eine Hirtschaft betreibt, schon früh in die «Bettera», deckt sich bis über die Ohren zu und schlummert ein. Mitten in der Nacht wacht er plötzlich auf. Er glaubt, es habe jemand an das Fenster geklopft. Aber das muss eine Täuschung sein; in einer solchen Wetternacht geht doch niemand über die Berge. Er horcht. Jetzt tönt vom Fenster her ein Wimmern wie das leise Weinen eines Kindes. Das kann nur vom Winde kommen, der um die Hütte pfeift. Einen Augenblick später hört er aber ganz deutlich, wie jemand das «Fensterläuferli» öffnet und wieder schliesst. Dann krabbelt etwas auf dem Gesims, plumpst auf den Stubenboden hinunter und eilt mit kleinen Schritten durch das dunkle Zimmer. Jetzt hüpft es wie eine Katze auf das Bett hinauf, hebt die Decke auf und schlüpft darunter. Josi fühlt wie sich ein eiskalter Körper an den seinen schmiegt. Aber er ist nicht « chlüpflig». Barsch fragt er: « Hei da! wer ist das?» Keine Antwort. « Wenn du nicht sagen

willst, wer du bist, so mach dich fort.» Er legt den Rücken an die Wand und drückt mit den Knien das kalte Wesen zum Bett hinaus. Plumps, fällt es auf den Boden hinunter, dann trippelt es durch die Stube, springt aufs Fenstergesims, öffnet das Läuferli und jammert mit zitternder, weinender Stimme: « I ha chalt —i ha chalt !» Dann ist es draussen.

Jetzt erst fällt dem Hirten ein, das könnte eines der Zwerglein sein, die ihm den ganzen Sommer die Tiere gehütet haben. Ein tiefes Mitleid mit dem armen, kleinen Geschöpf ergreift ihn. Rasch springt er aus dem Bett, eilt zum Fenster und reisst es auf. Da sieht er, wie ein Zwergenmännlein mühsam durch den Schnee stampft, der ihm bis über die Knie reicht. « Komm Kleiner, komm nur zu mir », ruft er ihm noch zu. Aber das Zwerglein schaut nicht mehr zurück. Durch Wind und Schnee geht es weinend und klagend dem Burgerwalde zu. « I ha chalt — i — ha — chalt. »

Die Tarnkappe.

Ein Knabe eilte jodelnd den Burgerwald herunter. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen, und der frohe Sang erstarb auf seinen Lippen. Auf einem Wurzelstock hart am Wege sass ein Zwerglein. Das lächelte den Knaben freundlich an und liess sich mit ihm in ein Gespräch ein.

« Büblein, wo kommst du her ? »

« Ich habe dem Vater das Mittagessen gebrungen. »

« Wo bist du daheim ? »

« Im Schwand drunten — und du ? »

« Da im Berg drinnen. Möchtest du nicht einmal ein bitzeli zu uns kommen ? »

« Wohl, das möchte ich gern. »

« Eben, so komm ! »

Das Zwerglein nahm den Buben bei der Hand und führte ihn durch eine Wirrnis von Gebüsch und Steinblöcken zu einer Felsenspalte. Dort krochen sie hinein und gelangten in einen riesigen, hellerleuchteten Saal. Inmitten desselben sass auf einem prachtvollen Throne der Zwergkönig. Er trug eine funkelnde Krone auf dem Haupt und einen goldenen Stab in der Hand. Um ihn herum wimmelte es von kleinen Leutchen, Männlein und Weiblein in hübschen, bunten Gewändern. Sie machten fröhliche Spiele und drehten sich im Reigen. Dazu ertönte eine bezaubernde Musik — eine Musik, die Erde und Himmel, Zeit und Wirklichkeit vergessen liess.

Mit offenem Munde und fiebrig glänzenden Augen stand der Knabe da, geblendet von dem Schauspiele, berauscht von der

Musik und schaute und lauschte und staunte. Da traten die Zwerglein zu ihm heran und baten: « Komm, spiele mit uns ». Noch bevor er antworten konnte, fühlte er sich an beiden Händen gefasst, in ihren Ring gezogen, und schon jagte er im lustigen Reigen um den Thron des Königs. Schneller und immer schneller ging's herum.

Doch, wie sonderbar — das war kein Laufen, kein Tanzen. Die Füsse berührten den Boden nicht mehr. Das war ein weiches Schweben — ein Fliegen. Er hatte dieses wonnige Gefühl im Traume schon oft empfunden. Keine Müdigkeit beschwerte die Glieder, keine Hitze, keine Kälte, kein Hunger, kein Durst hemmte das wundervolle Spiel. Und diese Musik — diese Musik; man schwebte traumselig mit ihr empor.

So schwand die Zeit. Der Knabe merkte es nicht. Er vergass seine Eltern, seine Ziegen, seine Arbeit — vergass alles und lebte

nur der Wonne des Augenblicks. War ein Spiel zu Ende, so begann wieder ein neues. Es riss ihn mit. Von den Klängen der Musik getragen, tanzte, schwebte, tollte, sang und jodelte er ohne Unterlass. Er hätte wohl noch lange mitgetan, aber auf einmal verstummte die Musik. Der König sprach: « So Büblein, jetzt musst du nach Hause. Komm näher, ich will dir noch ein Andenken mitgeben. Hier hast du ein Käppchen. Es hat eine wunderbare Kraft. Wenn du's auf den Kopf setzest, macht es dich den Menschen unsichtbar. Aber, pass auf, treibe keinen Missbrauch damit. Solltest du mein Geschenk einmal zu einer schlechten Tat gebrauchen, dann würde mein Volk sich furchtbar an dir rächen ».

Der Knabe nahm die Tarnkappe, die nicht grösser war als ein Chüjerchäppi, dankend in Empfang und verabschiedete sich vom König und dessen Untertanen. Das Männlein, das ihn hereingeführt, begleitete ihn nach Hause. Die Sonne ging eben unter. Der Knabe meinte: « Jetzte habe ich den ganzen Nachmittag bei euch verbracht. Hoffentlich ist der Vater noch nicht zu Hause, sonst bekomme ich Schläge ». Es nachtete schon, als sie in den Schwand kamen. Das Zwerglein klopfte an die Türe. Vater und Mutter eilten heraus, und als sie ihr Kind sahen, riefen sie beide: « Eh, mein Gott! Bub, wo kommst du her ? » Das Männlein antwortete: « Er war bei uns — hat mit uns gespielt — straft ihn nicht ». Dann wandte es sich um und beinelte rasch davon, dem Bergwald zu.

Drinnen in der Stude hielt der Vater mit seinem Sohne strenges Gericht. « Drei Tage lang bist du fortgewesen. Drei Tage lang haben wir dich im Walde gesucht und uns fast die Beine abgelaufen. Bald hätte man dir die Totenglocke geläutet. Du aber, du donners Schlingel, du hast dich unterdessen bei den Heiden herumgetrieben — mit ihnen gespielt — drei Tage lang. Wart, ich will dir dieses Spielen gründlich verleiden. » Mit diesen Worten ging er hin, die Haselrute hinter dem Pufet zu holen. Dem Jungen war zu Mute, als stürze er von der Höhe des Himmels in die Tiefe der Hölle hinunter. « Drei Tage fortgewesen — drei Tage dich gesucht » — so summte es in seinen Ohren. Er konnte es nicht glauben und nicht begreifen — auch nicht als der Vater ihn aufs Knie nahm und den gefürchteten Haselstecken ohne Erbarmen auf den gespannten Hosenboden sausen liess. Doch plötzlich kam ihm das Käppchen in den Sinn.

Er hielt es noch immer in der Hand. Flugs drückte er's auf den Kopf, und das Mirakel geschah. Des Vaters zornigen Hiebe schlugen ins Leere — der Schlingel war verschwunden. So nahm das Strafgericht ein ganz unerwartet jähes Ende.

Der Knabe suchte später noch manches Mal im Walde droben den Eingang zum unterirdischen Saale, fand ihn aber nicht mehr. Die Tarnkappe trug er lebenlang bei sich. Sie war ihm in seiner Kindheit eine unerschöpfliche Quelle der Freude. Bei keinem Spiele durfte sie fehlen, und immer neue Überraschungen wusste er mit ihr zu erfinden. Sie war seine Schützerin in den Mannesjahren. Drohte ihm eine Gefahr, geriet er in Zank und Streit, verwickelte er sich in eine missliche Lage, dann setzte er einfach seine Kappe auf — und verschwand. Sie war ihm aber auch eine ständige Mahnerin. Nie hätte er gewagt, sie zu einer bösen Tat zu verwenden, obwohl die Versuchung dazu oft nahe lag. Immer tönten des Zwergkönigs Worte in seinen Ohren: « Pass auf ! Treibe keinen Missbrauch damit ! »

Rache.

Es war zur Sommerszeit. Ein Bauer aus dem Oberland wanderte den Bergen zu. Er wollte auf der Muschenegg ein Rind holen, um es auf den Markt zu bringen. Wie er so ahnungslos durch den Burgerwald ging, gewahrte er plötzlich etwas ganz Seltsames. Hart am Wege stand eine mächtige Tanne, und darunter schlief im weichen Moos ein Zwerglein. Erst blieb er wie gebannt stehen, doch allmählich trieb ihn die Neugierde näher zu dem sonderbaren Wesen. Lange, und von allen Seiten betrachtete er das kleine Männlein. Nein, dass es so etwas geben konnte. Es hatte kaum die Grösse eines zehnjährigen Knaben. Aber Bart und Haare waren grau wie das Moos an den Tannen und die Stirne gefurcht wie die eines Grossvaters. Auf einmal kam dem Bauer die Lust an, das Männlein so recht zu « erchlüpfen ». Er schwang seinen knorrigen Stock und schlug scharf neben dem Kopfe des Schläfers einen kräftigen Hieb auf den Boden, dass Moos und Reisig aufspritzten. Das Zwerglein fuhr entsetzt auf, wich einige Schritte zurück, blickte seinen Plager mit zornfunkelnden Augen an und rief:

« *Wart — du Grobian,*
du denkst noch dran. »

Und husch, husch, verschwand es im Dunkel des Waldes.

Am Abend desselben Tages schritt der Bauer wieder durch den Burgerwald abwärts. An der Halfter führte er sein Rind. Es war müde und wollte nicht mehr laufen. Nur langsam kam es vorwärts. Zudem nahte ein Gewitter. Ganz dunkel wurde es im Walde, und der Donner rollte schon über die Berge. Als der Mann endlich auf

die Weide hinaus kam, fielen die ersten Tropfen. Vor ihm lag eine Berghütte: Der Sonnenwilschwand. Dort suchte er Schutz. Der Stafel war leer. Der Bauer band das Rind in den Stall. Ein furchtbares Unwetter ging jetzt über die Gegend. Es blitzte und donnerte ohne Unterlass, und den Regen goss es wie aus Melchtern hernieder. Die Wildbäche schwollen zu Strömen an und stürzten donnernd zu Tal. Als die Schauer endlich nachliessen, da war es dunkle Nacht.

Der Mann beschloss darum, in der Hütte zu nächtigen und in der Frühe des Morgens den Heimweg anzutreten. Auf der Bühne machte er sich im duftigen Bergheu ein Lager zurecht, und bald schlief er fest wie ein «Rone». Mitten in der Nacht aber wachte er auf. Lachen und Schreien tönte durch das Haus, und von der Küche drang ein Lichtschein herauf. Rasch machte er sich aus dem Heu, und auf allen Vieren kroch er vorsichtig tastend bis an die Stiege, die zur Küche hinab ging. Was er hier erblickte, stellte ihm die Haare auf. In der Küche wimmelte es von Zwergen. An einem Balken der Decke hing sein Rind an den Hinterbeinen, und ein halbes Dutzend

der kleinen Teufel zogen ihm gerade die Haut ab. Mit einem Donnerwetter wollte er die Stiege hinunter fahren und die Schinder zur Türe hinaus werfen. Aber die Zwerge hatten ihn schon bemerkt. Sie streckten ihm die langen Metzgermesser drohend entgegen und riefen: « Komm nur ! » Was war da zu machen ? Hilflos musste er zuschauen, wie die Bösewichte ihr Werk weiterführten. Mitten in der Küche aber stand der Zwerg, den er heute morgen im Walde erschreckt hatte, und gab seine Befehle: « Herunter mit der Haut — Kopf ab — Eingeweide heraus — Vorderstotzen ausschneiden — Hinterstotzen —. In kürzester Zeit war das Rind kunstgerecht in Stücke zerteilt. Gleichzeitig machten sie in der Herdgrube Feuer, hängten einen Kessel darüber und brieten eiligst das saftige Rückenstück. Dann setzten sich die Zwerge an den Tisch und hielten fröhlichen Schmaus. Gegen Ende des Mahles nahm einer eine Schüssel voll Bratenstücke, brachte sie dem Bauer, der noch immer oben auf der Stiege kauerte, und sprach: « Tä da — muescht o eppis ha ». Aber er mochte vor Ärger nicht essen. Da zückten in der Küche drunten die Metzger wieder drohend ihre blutigen Messer. Jetzt nahm er widerwillig ein kleines, viereckiges Stücklein aus der Schüssel und würgte es hinunter. Im gleichen Augenblicke liessen die Zwerge ein ohrenbetäubendes, teufliches Gelächter erschallen. Dann verschwand der ganze Zauber. Dunkle Nacht herrschte in der Hütte, und der Bauer kroch ins Heu zurück.

Es war schon heller Tag, als er wieder erwachte. Eilig stieg er in die Küche hinunter. Aber wie erstaunte er, als hier weder Haut, noch Fleisch, noch Blutspuren von der nächtlichen Schlächterei zu finden waren. Jetzt ging er zum Stalle und stiess die Türe auf. Hah — welch neue Überraschung ! Das Rindli war noch da und lebte und muhte ihm freudig entgegen. Hatte er am Ende alles nur geträumt ? Er führte das Tier hinaus und visitierte es von unten bis oben. Da entdeckte er auf dem Rücken desselben ein kleines, viereckiges Loch, genau so gross wie das Bratenstücklein, das er in der Nacht gegessen hatte. Jetzt ging ihm ein Licht auf. Die Zwerge hatten ihm als Vergeltung auch einen Chlupf bereitet und zwar einen ganz gehörigen.

Der gute Rat.

Eines Sommers ging die Schreckenskunde durch das Land, die Pest sei wieder im Anzuge. In Genf und im Waadtland stürben die Menschen wie Fliegen dahin. Es war kein leeres Gerücht. Bald griff der schwarze Tod auch auf Freiburg über. In der Stadt starben täglich Dutzende von Menschen. Dann nahm das Schrekkensgespenst seinen Weg in die Dörfer hinaus und forderte von Haus zu Haus seinen Tribut. Viele Leute verliessen fluchtartig ihre Behausungen und eilten mit wenigen Habseligkeiten auf die Berge, wo sie sicher zu sein glaubten. Da hörten sie fast täglich aus den Dörfern die Totenglocken in die Bergeinsamkeit heraufläuten. Ein banges Fragen ging alsdann von Mund zu Mund: « Wem mag das gelten — einem teuren Angehörigen — einem lieben Freund — einem Nachbar ? » So tönten die Glocken Tag für Tag, wochen- und wochenlang und kündeten den Geflohenen, dass der schwarze Tod noch immer umgehe, stets neue Opfer heische. Banger Schrecken lähmte ihnen die Glieder. Wird die Würgerin auch auf die Berge steigen und die Flüchtlinge holen ?

Im Schwand hielten sich in einer Berghütte eine Anzahl geflüchteter Menschen auf. Eines Morgens hörten diese in der Ferne eine Stimme rufen:

« *Chämet, loset ! — Chämet, loset !* »

In ihrer Angst und Aufregung glaubten sie, man werde ihnen aus dem Tale herauf eine schlimme Botschaft bringen. Als sie vor die

Türe traten, sahen sie am Rande des Burgerwaldes auf einem riesigen Steinblock ein Zwerglein stehen. Das rief ihnen zu:

« Esset doch Knoblauch und Bibernell,
Dann sterbet ihr nicht so schnell ! »

Die Leute befolgten diesen Rat. Einer sagte ihn dem andern. So wanderte er weiter von Mund zu Mund, von Berg zu Tal, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Das einfache Mittel schien Wunder zu wirken. Das Sterbegeläute verstummte. Nach und nach wagten die Flüchtlinge sich wieder in die Dörfer hinunter. Die Pest war erloschen.

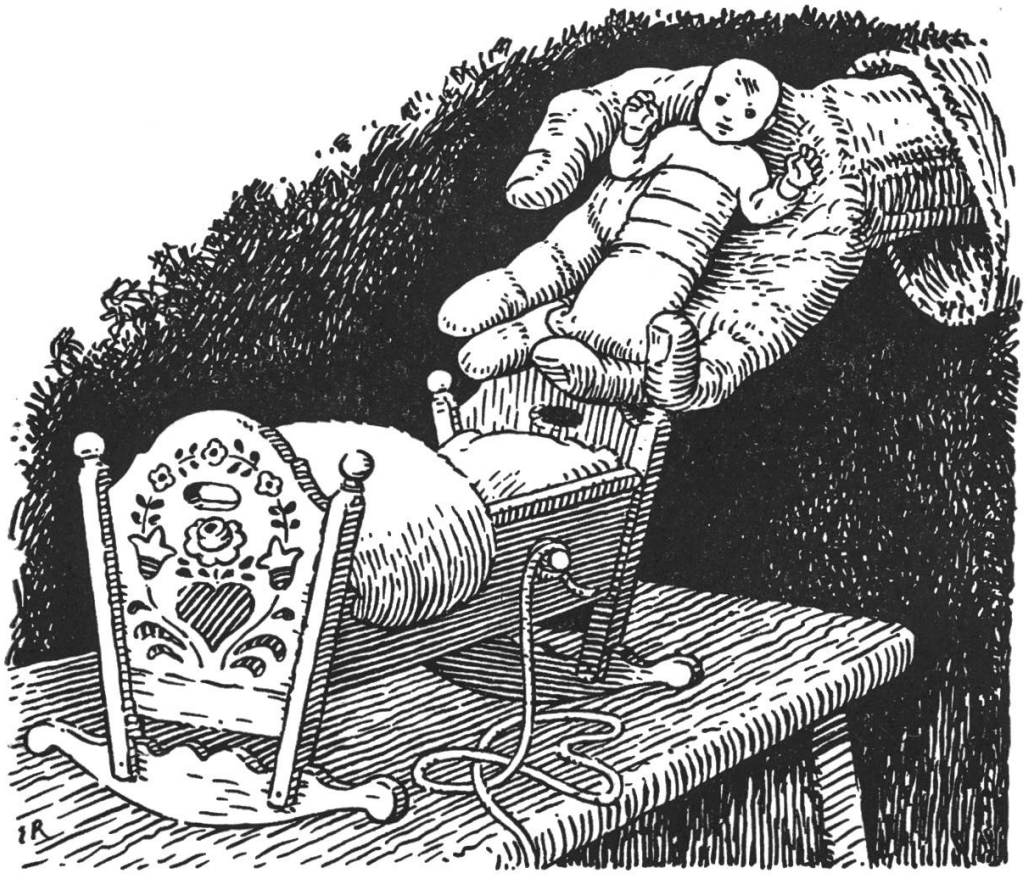
Seltsame Belohnung.

Im Plenefy hinter St. Silvester wohnte eine alte Frau ganz allein in einem Häuschen. Ihr Mann war schon viele Jahre tot, und die Kinder lebten in der Welt draussen. Sie fiel niemanden zur Last; im Gegenteil, durch ihre Kenntnisse in der Heilkunst wusste sie sich den Menschen der Umgegend unentbehrlich zu machen. Wenn jemand erkrankte, oder ein Unfall sich ereignete, oder ein Menschenkind der Erde Licht erblicken sollte, dann rief man das Mütterchen zu Hilfe. Mit Salben und Tränken wusste es allen zu helfen.

An einem stürmischen Herbstabend sass die Frau am Tische und nähte. Da klopfte es an die Haustüre. Sie nahm die Lampe und zündete hinaus. Ein «Holzappelimannli» stand auf der Schwelle. Es grüsste freundlich und sprach: « Seid so gütig und kommt mit mir. Mein Fraueli hat heftige Krämpfe, und das Kindlein weint in einemfort. Kommt schnell und helfet». Seine Stimme zitterte, und zwei Tränen tropften in seinen Bart. Die Frau hatte Mitleid mit ihm und antwortete: « Ich komme sogleich». Dann band sie schnell ein sauberes Fürtuch um, wickelte einen warmen Strangen um Kopf und Hals und schritt ohne Angst in die Nacht hinaus. Solche nächtliche Gänge hatte sie vielleicht schon hunderte gemacht.

Das Zwerglein ging mit einem Licht voraus. Der Weg führt erst gegen den Schwand hinauf, dann ein Stück weit durch den Burgerwald. Endlich bogen sie nach rechts und kamen an den Fuss der Kreuzfluh. Dort krochen sie durch eine Felsspalte und kamen in einen saubern, wohnlichen Raum, der wie eine Stube

aussah, und hell beleuchtet war. In einem schneeweissen Bettchen stöhnte das kranke Zwergenfraueli. Seine Wangen waren blass und eingefallen, das aufgelöste Haar zeichnete schwarze Kringeln auf dem Kissen, und die schmalen Händchen lagen kraftlos auf der Decke. Neben dem Bette wimmerte in einer zierlichen Wiege, die mehr einem Spielzeug glich, das neugeborene Zwergenmeiteli. Die



Frau bereitete aus den mitgebrachten Kräutern eiligst einen kräftigen Trank und reichte ihn der Kranken. Dann bemühte sie sich um das Kind. War das ein kleines, zartes Wesen, nicht viel mehr als seine Spanne lang. Wenn sie die Finger spreizte, hatte es in der hohlen Hand Platz. Sie wusch es, gab ihm zu trinken und bettete es sorgsam wieder in die Wiege. Bald schlummerte es ein. Jetzt nahm sie sich wieder der Kranken an. Sie wurde besser gelagert und mit heissen Auflagen behandelt. Das wirkte. Die Zeiträume zwischen den Anfällen nahmen an Länge zu und die Krämpfe an

Heftigkeit ab. Gegen Morgen fiel die Kranke in einen ruhigen Schlummer. Sie war gerettet.

Die Ärztin gab noch einige Anweisungen und verabschiedete sich. Das Zwerglein wollte sie heimbegleiten. Aber sie lehnte ab. Sie werde den Weg schon finden, es beginne ja bereits zu tagen, meinte sie. Das Zwerglein dankte ihr herzlich und mit den Worten: « Das ist euer Lohn », drückte es ihr etwas in die Schürzentasche. Am Rande des Waldes angekommen wollte die Frau sehen, was ihr zum Lohne geworden sei. Sie griff in die Tasche und zog eine Handvoll herbstgelbe Buchenblätter heraus. Enttäuscht liess sie dieselben langsam aus der Hand flattern und eilte ihrem Hause zu. Als sie aber daheim die Schürze auszog, hörte sie ein feines Klingen. Sie griff nochmals in die Tasche und zog drei weitere Buchenblätter heraus, die aber aus feinstem Golde waren. Jetzt kehrte sie schleunigst zum Waldrande zurück, um die weggeworfenen wieder zusammenzulesen. Aber der Herbststurm hatte sie längst verweht und fortgetragen. Kein einziges mehr war zu finden.

Sie sind fort.

Auf einer sonnigen Alp, in der Nähe des schwarzen Sees, wohnte ein lustiges Zwergenvölklein. Auf keiner andern Alpe wurde das Vieh so hübsch und fett wie hier, und nirgends wurde so würziger Käse, so goldige, süsse Butter bereitet wie dort; denn die Zwerglein hüteten und pflegten das Vieh, als ob es ihnen gehörte. Nie kam es vor, dass ein Tier abstürzte oder krank wurde. Der Hirt musste aber jeden Abend eine « Gebse » voll frischer Nidel auf das Hüttendach stellen. Des Nachts kamen dann die Zwerglein und hielten fröhlichen Schmaus. Das war seit Menschengedenken immer so gewesen, und wenn ein Hirt zum Sterben kam, schärfte er noch auf dem Todbette seinen Söhnen ein: « Seid allzeit dankbar und gut gegen die lieben Zwerglein. Ihnen verdanken wir unsern Wohlstand. Vergesst nie die Nidel auf's Dach zu stellen ». So hatten es schon der Vater, der Grossvater und der Urgrossvater getan, und der Segen hatte sich auf Kinder und Kindeskinder vererbt.

Da war aber in späteren Jahren ein Hirt, der nicht mehr so fromm und schlicht war wie seine Väter. Der Reichtum hatte ihn stolz und übermütig gemacht. Er meinte, er könne es ohne die Zwerge machen, und jeden Abend eine Gebse voll Nidel aufs Dach stellen, das sei eine Verschwendung. Damit könnte man eine Balle schönen Anken machen und diesen um gutes Geld verkaufen.

Eines Abends ging er hin, nahm die volle Gebse vom Dache und schüttete deren Inhalt ins Butterfass. Dann füllte er sie mit Kuhmist und stellte sie wieder an ihren Platz. Darauf legte er sich

zur Ruhe. Gegen Morgen weckte ihn ein fürchterliches Geschrei aus dem Schlafe. Vor der Hütte riefen die erzürnten Zwerge aus Leibeskräften: « Uf! ga schinte! — Uf! — ga schinte!» Der Hirte eilte geängstigt hinaus. Da packte ihn neuer Schrecken. Die Weiden waren leer, keine Kühe zu sehen, kein Glockengetön zu hören. Angstvoll suchte er seine Tiere in der Umgegend. Vergebens. Endlich fand er seine schöne, stolze Herde zerschmettert in einem Abgrunde. Die Zwerge hatten sich gerächt. Da war des Hirten Stolz gebrochen, sein Wohlstand dahin. Die Zwerge aber zogen fort und kehrten nie mehr zurück.

Das Burgfräulein von Kastels.

Zu gewissen Zeiten sah man in hellen Mondnächten eine schöne Dame in den Ruinen der Kastelsburg herumwandeln. Sie trug ein wallendes, weisses Gewand. Schluchzend und weinend schritt sie durch das zerfallene Gemäuer, setzte sich dann und wann auf einen Stein und presste die Hände vor das Gesicht, um nach kurzer Rast von neuem auf die Wanderung zu gehen. Kam aber noch ein verspäteter Wanderer des Weges, dann stellte sie sich auf die höchste Mauer und winkte eifrig mit einem weissen Tüchlein, er möge näher kommen. Doch die Menschen flohen entsetzt von dannen. Sie wussten wohl, wer diese Dame war, und was sie wollte. Sie war ein Geist.

Aber vor vielen hundert Jahren, als sie noch in ihrem menschlichen Leibe auf Erden wandelte, da soll sie eine schöne und vielbegehrte Jungfrau gewesen sein — das einzige Kind des reichen Burgherrn von Kastels. Nach dem Tode des Vaters ging das unermessliche Vermögen, das dieser zusammengescharrt hatte, in ihren alleinigen Besitz über. Auch sein geistiges Erbe übernahm sie: Geiz und Habgier. Sie begehrte keinen Mann; sie liebte nur ihr Geld. Und damit ihre Reichtümer ja nicht in irgend eines Menschen Hände fallen, begrub sie dieselben vor ihrem Tode in der Tiefe des Burgkellers. Durch diese Tat verschloss sie sich das Himmelstor. Ihr Geist musste auf die Erde zurückkehren — muss beim begrabenen Schatze wachen und warten, bis es einem mutigen Manne gelingt, ihn zu heben.

In späteren Jahren wurde die Burg ausgeplündert und zerstört. Doch niemand fand die verborgenen Güter. Der tiefe Keller füllte sich mit Schutt und Trümmern. Darüber wandelt seit hundert und

hundert Jahren weinend und klagend die schöne Jungfrau und lockt den nächtlichen Wanderer herbei. Sie will ihm in der Erde Tiefe den goldenen Schatz zeigen und ihn anflehen, denselben ans Licht der Sonne zu bringen, dass sie doch endlich erlöst werde. Wer aber dieses Unternehmen wagen will, dem steht dazu nur eine kurzbemessene Frist zur Verfügung, und er darf dabei kein Wörtchen reden.

Zwei unerschrockene, junge Männer beschlossen einst, den Schatz zu heben. In einer hellen Mondnacht fuhren sie mit Ross und Wagen zur Ruine. Plötzlich stand die Jungfrau vor ihnen und winkte mit der Hand, als wollte sie sagen: « Kommt mit mir». Da öffnete sich mit dumpfem Donnerrollen die Erde, und eine Steintreppe wurde sichtbar, die in den Burgkeller hinabführte. Ein heller Glanz drang aus der Tiefe herauf. Das Fräulein eilte die Stufen hinunter, und die Burschen folgten ihm. Sie kamen in einen gewölbten Raum. In der Mitte desselben lag eine offene Truhe. Die war mit leuchtendem Golde gefüllt. Die Männer legten eiligst Hand an und fergten die Kiste bis zur Treppe. Dann hoben und schoben sie dieselbe Tritt um Tritt hinauf. Aechzend, keuchend und schwitzend langten sie endlich oben an. Mit Aufbietung der letzten Kraft lüpften sie die schwere Last auf den Wagen. Die Dame stand immer neben ihnen. Doch heute weinte sie nicht.

Nun ergriff einer der Männer das Pferd beim Zügel und wollte mit der kostbaren Ladung abfahren. Aber das Tier stellte sich bockbeinig und zog nicht an. Er tätschelte es — vergebens. Er riss und stiess es — vergebens. Er zwickte es mit der Geissel — vergebens. Das Pferd bäumte sich hoch auf, war aber nicht vom Platze zu bringen. Da vergass sich der Fuhrmann und brüllte: « Hüü ! » Im gleichen Augenblicke verschwand mit einem Weheschrei die schöne Jungfrau. Der Lichtschein des Goldes erlosch und der Kellereingang stürzte donnernd zusammen. Die beiden Männer standen mit dem leeren Wagen am alten Gemäuer.

Heute sind alle Spuren der Kastelsburg verschwunden und der Pflug geht über die Stätte. Wo einst im Mondenschein der Goldschatz schimmerte, da wogt jetzt im Sommersonnenglanz ein goldenes Ährenfeld. Auch das Burgfräulein zeigt sich nicht mehr. Ist es vielleicht doch einmal — ohne unser Wissen — einem mutigen Manne geglückt den Schatz zu heben ? Oder hat der Geist sonstwie Erlösung gefunden ?

Die Schatzgräber.

Im Stein ob Alterswil lebte vor alter Zeit ein vornehmer Herr. Er besass soviel an Geld und Gut und Kostbarkeiten, dass er selber nicht wusste, wie reich er war. Doch soll er seinen Reichtum nicht auf ehrlichen Wegen erworben haben. Als der Mann den Tod nahen fühlte, da sinnierte er Tag und Nacht, was er mit seinem Schatze machen wolle. Mitnehmen konnte er ihn nicht. Erben hatte er keine. Ihn den Armen geben, das wollte er nicht, er hatte diese Sorte Leute lebenlang gehasst. Sollte er ihn der Kirche schenken ? O nein. Et hatte ihr nie etwas darnach gefragt. Also, was sollte er machen ? Den Schatz vergraben ? Hm ! das wäre wohl das Beste, dann wäre der Zank aus. Niemand wüsste, wieviel er zusammengetragen. Übrigens gehörte das Geld ja ihm, er hatte es erworben und war niemand etwas schuldig. Jawohl, vergraben wollte er seinen Reichtum, vergraben...

In der Mühle unterhalb Stein, da grub er nächtlich im Keller ein tiefes Loch. Darin versenkte er eine grosse, eisenbeschlagene Truhe. Dann trug er alle seine Schätze herbei — Säcklein voller Gold- und Silberstücke, Geschmeide, Perlen und Edelsteine und ordnete alles sorgfältig in den Kasten. Zum letzten Male liess er die Herrlichkeiten, die seine Lebensfreude gewesen, durch die zitternden Finger gleiten. Sein Auge erfreute sich noch einmal an ihrem Glanz, sein Ohr an ihrem Klang. Dann schloss er die Truhe, schaufelte Erde und Steine darauf und trat den Boden fest, damit niemand erkenne, wo sein Schatz ruhe.

Das war die letzte Tat des Geizigen. Sie verschaffte ihm noch eine wohltuende Schadenfreude. Denn immer musste er dabei an die langen Gesichter der Enttäuschten denken, welche nach seinem Tode wie Räuber in sein Eigentum eindringen und dann nur leere Kisten und Kasten finden werden. Kurze Zeit darauf starb der Reiche, und sein Geist ging hinüber in die Ewigkeit, um dort Gott

dem Herrn Rechenschaft abzulegen über die Verwaltung der ihm verliehenen Talente. Es wird ihm übel ergangen sein am Tage des Gerichtes; denn er musste wieder auf die Erde zurückkehren und büssen — büssen — wielange wohl ? In der Mühle fing es an zu geistern. Man hörte dort um Mitternacht stöhnen und jammern. Oft irrte ein Lichtlein im Hause herum und huschte dann in den Keller hinunter. Dann drang aus der Tiefe der dumpfe Schlag eines Pickels und das Scharren einer Schaufel herauf.

Bald ging es durch aller Leute Mund, der Geizhals «stüje» in der Mühle. Dort im Keller müsse wohl sein Geld begraben sein. So ein verborgener Schatz hat aber noch zu allen Zeiten die Menschen zu Abenteuern gereizt. Es war auch hier nicht anders.

Zwei Alterswiler fanden sich einst um Mitternacht im Keller der Mühle ein, um den Schatz zu heben. Im Lichte einer Laterne begannen sie zu graben. Bald fing es an hohl zu tönen. Mit doppeltem Eifer arbeiteten sie jetzt weiter. Nach einer Weile kam eine grosse, eisenbeschlagene Kiste zum Vorschein. Mit den Händen räumten sie jetzt vorsichtig die Erde weg. Aber auf einmal wackelte eine grünschillernde Kröte auf dem Deckel der Kiste. Sie wollten das Tier mit der Schaufel entfernen. Doch es war nicht von der Stelle zu bringen. Mit giftgrünen Augen blitzte es die Männer an, blähte sich drohend auf und wurde immer grösser und grösser, bis es zuletzt die ganze Truhe verdeckte. Schauder ergriff die Schatzgräber. Sie liessen alles liegen und rannten wie gehetzt davon. Anderen Tages wagten sie sich wieder in den Keller, um die Werkzeuge zu holen. Da fanden sie das Loch zugemacht und die Erde festgetreten, als ob hier nichts geschehen wäre.

Der Schatz liess den Männern keine Ruhe, und der ausgestandene Schreck war darüber bald vergessen. Sie beschlossen, einen zweiten Versuch zu wagen, aber diesmal vor Beginn der Geisterstunde. Schon gegen neun Uhr nachts fingen sie an zu graben. Bald kam der Deckel der Kiste wieder ans Licht. Die Kröte war nicht da. Das erfüllte sie mit Hoffnung. Rasch lockerten sie die Erde um die Kiste herum auf und schaufelten sie hinaus. Nun stand die ganze Truhe frei da. Sie war sehr gross und schwer und konnte von bloser Hand nicht bewegt werden. Jetzt schnell mit Ketten und Sparren herbei, den Schatz herauszulüpfen. Doch plötzlich war die Kröte wieder da und hüpfte erst langsam, dann immer schneller um die Kiste herum und wurde grösser und grösser. Entsetzt liessen die Schatzgräber alles im Stich und rannten nach Hause. Am nächsten Morgen fanden sie das Loch wieder zugeschüttet und den Kellerboden geglättet.

Die Männer gaben die Hoffnung nicht auf. Doch erkannten sie, dass mit gewöhnlichen Werkzeugen der Schatz nicht zu heben sei; da müsse noch eine höhere Macht zu Hilfe kommen. Sie fragten

darum einen Kapuziner, ob er den Geist beschwören wolle. Der Mönch sagte zu. So machten sie sich denn bald ans Werk. Zwei Stunden vor Mitternacht fanden sich alle drei im Keller ein. Der Pater legte die Stola um und nahm in die eine Hand das Buch und in die andere das Weihwasser. Die beiden Männer griffen zu den Pickeln und hieben los. Doch — was sollte das bedeuten ? Der Boden war diesmal hart wie Granit. Funken spritzten auf und die Spitzen der Werkzeuge bogen sich um. Sie hieben und schlugen bis die Pickel zersprangen, aber kein Bröcklein Erde wollte sich vom Boden lösen. Da erklärte der Kapuziner, dieser Geist sei nicht zu beschwören und keinem Sterblichen werde es je gelingen, den Schatz zu heben.

Der Schatz von Jetschwil.

Vor dem Schloss Jetschwil hält ein alter Rosskastanienbaum treue Wacht. Wann dieser gepflanzt worden, kann man nicht sagen; es ist, weiss Gott, schon lange, lange her, und denen, die dabei waren, tut längst kein Zahn mehr weh. Aber ein sonderbares Ereignis hat sich damals zugetragen, das bis heute nicht vergessen wurde.

Eines Morgens kam der Gärtner mit dem jungen Baum daher und begann auf dem Schlossplatze ein Loch zu graben. Wie es gewöhnlich so geht, waren bald ein paar müssige Zuschauer daneben und wunderten und fragten warum, wieso und weswegen. Der Gärtner gab flüchtige Antwort und grub eifrig weiter. Plötzlich stiess er auf eine Kohlenschicht. Schaufel um Schaufel warf er von der schwarzen Masse heraus. Es waren harte Holzkohlen. Die Schicht ging mehr als ein Fuss tief. Die Männer staunten und konnten sich nicht erklären, woher diese Kohlen stammten. Einer untersuchte sie und fand, sie seien so hart wie Kreide, man könnte sie zum Schreiben benützen. « Ich will die « Faggetta » voll mitnehmen », sprach er. « Wenn einmal der Schneider auf die Stör kommt, kann er die gäbig brauchen, um die Muster auf den Stoff zu zeichnen. » Die andern lachten ihn aus: « Du kannst doch alles verwenden. Und kämen alte Glasscherben oder Kachelstücke zum Vorschein, du würdest sie mitnehmen, um damit Rüben zu schaben. » Er kümmerte sich nicht um ihren Spott, füllte gleich beide Kitteltaschen mit Kohlen und trug sie nach Hause. Dort versorgte er sie in eine Schachtel und stellte diese auf den « Bouch ».

Wochen und Monate vergingen. Dann kam der Schneider auf die Stör — und richtig — er fragte gleich nach einem Stück Kreide. Jetzt erinnerte sich der Bauer jener Kohlen. Er holte die Schachtel

von der Bank herunter. Sie dünkte ihn sehr schwer. Er hob den Deckel ab und stiess einen Freudenschrei aus. Die Schachtel war gefüllt mit funkelnden Goldstücken.

Noch am selben Tage eilte er nach Jetschwil und erzählte dem Schlossgärtner den sonderbaren Vorfall. Die beiden gruben sogleich den jungen Kastanienbaum wieder aus und durchsuchten die Erde im ganzen Umkreis.

Doch fanden sie weder Kohlen noch Gold. Die Enttäuschten pflantzten den Baum wieder an seinen Platz. Im aufgelockerten Erdreich wuchs er freudig empor und wurde zum mächtigen Baume, den wir heute noch bewundern.

Unter dem Kirschbaum.

Es war zur Sommerszeit. Mitten auf einer Matte stand ein Kirschbaum. Seine Äste hingen unter der Last der Früchte tief herunter. In der Nähe stand ein Bauernhaus. Darin wohnte ein alter, reicher Geizhals. Ihm gehörten die Kirschen. Er hütete sie eifersüchtig und duldete weder Vögel noch Menschen auf dem Baum. Doch einmal in der Nacht stieg Peterli, ein armer Waisenbub, der bei einem Bauer verdingt war, auf den Kirschbaum und labte sich an den süssen Früchten. Auf einmal tauchte der Geizhals unter dem Baume auf. Peterli drückte sich an einen grossen Ast und hielt sich ganz ruhig. Der Bauer spazierte einige Male um den Baum herum und blickte ins Geäst hinauf. Dann entfernte er sich wieder. Der Knabe dachte: « Er hat mich nicht gesehen, jetzt kann ich ruhig weiterschmausen ». Doch schon nach einer kleinen Weile kehrte der Bauer zurück. Er trug jetzt eine Hacke bei sich und begann am Stamm des Baumes ein tiefes Loch zu graben. Peterli hing noch immer im Geäst. Er hielt sich mäuschenstill und schaute dem Alten verwundert zu. Der entfernte sich abermals auf kurze Zeit und kam schwertragend und keuchend zum dritten Mal daher mit einem Hafen voll Gold- und Silberstücken. Er versenkte den Schatz in die Grube, schüttete die Erde auf, legte die Rasenstücke darüber und trat den Boden fest. Dann sprach er diesen Bann:

« Jetzt, Teufel, hüte gut — bis der Schlüssel wieder öffnet, der geschlossen hat ».

Da wuchs mit Donnerrollen ein greulich schwarzer Teufel aus der Erde und verschwand hohnlachend im Stamm des Baumes. Der

Geizhals entfernte sich und kehrte nicht mehr zurück. Peterli wartete noch eine Weile. Er nahm sich vor keinem Menschen zu verraten, was er in dieser Nacht gesehen. Dann rutschte er an der Aussenseite des Baumes von Ast zu Ast herunter. Aus Furcht vor dem Teufel wagte er nicht, über den Stamm herabzuklettern.

Die Zeit verging. Der Kirschbaum blühte jeden Frühling, und im Sommer hingen seine Zweige voller Früchte. In seinem Schatten ruhte der Schatz und der Teufel bewachte ihn. Aus Peterli war indessen ein grosser, stattlicher Peter geworden. Eines Tages schnürte er sein Bündel und reiste in die Fremde. Viele Jahre hörte man nichts mehr von ihm, und sein Name wurde in der Heimat kaum noch genannt. Doch eines Frühlings kehrte Peter mit den Schwal-

ben in sein Dorf zurück. Vorsichtig erkundigte er sich nach dem alten Geizkragen. Er lebe noch, sagte man ihm — sei aber schwer krank und werde kaum mehr aufkommen. Und wirklich — schon nach wenigen Tagen läutete ihm die Totenglocke.

Am Abend hielten die Nachbarn beim Verstorbenen die Wache. Peter war auch dabei. Gegen Mitternacht wurden alle schläfrig und einer nach dem andern begann zu nicken. Peter sagte: « Schlaft nur ruhig, ich will unterdessen wachen. Wenn es wieder Zeit zum Beten ist, wecke ich euch ». Da legten sich alle hin, der eine auf die Ofenplatte, der andere hinter den Ofen, der dritte an den Tisch und bald schliefen und schnarchten alle. Jetzt war für Peter die Zeit gekommen, den Bann um den Schatz zu lösen. Er nahm den Toten vom Stuhle, hob ihn auf die Schultern und trug ihn zum Kirschbaum. Dort stellte er ihn auf jene Stelle, wo das Geld lag und sprach:

« Jetzt, Teufel, mache auf — der Schlüssel ist da. »

Nun löste sich aus dem Stamm des Baumes ein fürchterlicher Teufel. Der streckte höhnend die Zunge heraus und versank mit Donnerrollen in die Erde. Peter trug den Toten ins Haus zurück und bettete ihn wieder auf den Stuhl. Die Nachbarn schliefen und schnarchten noch fest, und keiner hatte etwas gemerkt.

Als der Alte begraben war, ging Peter eines Nachts zum Kirschbaum und grub den Schatz mühelos aus. Er kaufte sich einen grossen Bauernhof und wurde ein reicher Mann. Erst in seinen letzten Lebenstagen erzählte er den Nachkommen, wie er zu seinem Reichtum gelangt sei. « Mein Gewissen ist ruhig », fügte er bei. « Ich habe keinen Diebstahl begangen, denn der Alte hatte keinerlei Erben mehr. Zudem habe ich seine arme Seele erlöst, sonst hätte sie vielleicht hundert Jahre « stüjen » müssen unter dem Kirschbaum. »

Im Gespensterschloss.

Ein Soldat hatte den Abschied bekommen und reiste nun in die Heimat zurück. Eines Tages kam er in ein abgelegenes Dorf und fragte nach einer Herberge. Aber in der ganzen Ortschaft war kein Zimmer und kein Bett aufzutreiben. Was sollte er jetzt tun ? Im Freien übernachten ? Warum nicht ! Ein Soldat ist an alles gewöhnt. Also machte er sich unter einem Baume ein Lager zurecht, hüllte sich in seinen Mantel und legte sich hin. Da kam ein Bäuerlein herbei und sagte zu ihm: « Schaut, da drüben am Walde steht ein Schloss. Es ist seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt. Dort könntet ihr ein feines, weiches Bett und Speise und Trank finden. Aber es gehen schreckliche Gespenster in dem Hause um. Schon mancher, der dort einkehrte, ist nicht mehr zurückgekommen. Ich dachte, ich wolle euch das melden. Vielleicht gedenkt ihr einen Versuch zu wagen ». Sprach der Soldat: « Ich danke euch für diese Botschaft. Gebt mir nur ein Licht und etwas zu lesen, dann gehe ich sofort ins Schloss. Nicht umsonst heisse ich Hans Ohnefurcht; vor Gespenstern habe ich mich nie gefürchtet ». Der Bauer eilte in sein Haus und kam nach einer kleinen Weile mit einer Kerze und einem alten Kalender zurück. Der Soldat nahm diese Dinge dankend in Empfang und machte sich auf den Weg.

Das Schloss lag auf einer kleinen Anhöhe am Rande eines Waldes Ein prächtiger Park umgab es. Da sangen die Vögel ihr Abendlied. Es war so friedlich und heimelig hier und sah gar nicht nach Gespenstern aus. Hans Ohnefurcht klopfte an das Tor und als niemand Bescheid gab, trat er mutig ein. Nichts regte sich. Er

wandelte durch breite, teppichbelegte Gänge, durch Säle und Zimmer. Überall herrschte peinliche Ordnung, und es hatte den Anschein, als wäre das Haus noch bewohnt und die Leute nur hinausgegangen, um einen Abendspaziergang zu machen. Endlich gelangte er auch in die Küche. Da fand er allerlei Vorräte an Speisen und Getränken. Er dachte: « Die Geister kommen erst um Mitternacht. Bis dahin habe ich noch reichlich Zeit, mir ein feines Nachtessen zu bereiten ». Er stellte sich an den Herd, machte Feuer und richtete sich ein fürstliches Mahl her. Dann ass und trank er in aller Gemütsruhe, als ob er immer hier gewohnt hätte. Endlich zündete er die Kerze an und begab sich in den grossen Saal. Dort streckte er sich auf einem mit Seidenkissen belegten Ruhebett aus, zog den alten Kalender hervor und begann darin zu blättern. Die Stunden vergingen schnell, und die Mitternacht rückte heran. Jetzt nahm er seinen Degen und zog damit auf dem Boden einen grossen Kreis. In diesen hinein stellte er das Ruhebett, warf sich darauf und wartete.

Im Dorfe drunten schlug es Mitternacht. Da hallten auf einmal schwere Schritte durch das Haus. Immer näher kamen sie. Jetzt klopfte jemand mit der Faust an die Türe. « Nur herein », rief Hans Ohnefurcht. Die schwere Pforte flog auf, und ein kohlschwarzer Mann trat über die Schwelle. Er näherte sich drohend dem Soldaten. Aber, am Kreise angelangt, musste er Halt machen.

« Wer bist du — und was willst du hier », fragte der Krieger.

« Es kommt noch ein anderer, der wird es dir sagen », antwortete der Schwarze. Jetzt begann es im Schlosse zu poltern und zu rumoren. Schon nach einer kleinen Weile pochte es abermals an die Türe.

« Nur immer herein », rief Hans.

Ein brandschwarzer Mann stampfte in den Saal und stellte sich neben den Vorigen an den Ring.

« Wer bist du — und was willst du hier ? »

« Es kommt noch ein anderer — der wird es dir sagen. »

Nun begann ein furchtbarer Spektakel. Im ganzen Schlosse lärmte, klopfte und rumpelte es, als würden Kisten und Kasten aufgesprengt, Türen eingeschlagen und Tische und Stühle hinaus-

geworfen. Das Haus erzitterte darob. Jetzt pochte es neuerdings an die Pforte. Das dröhnte wie Hammerschläge.

« Nur herein », schrie der Soldat.

Wieder trat ein höllenschwarzer Geselle herein uns stellte sich neben die zwei andern an den Kreis.

« Wer bist du — und was willst du hier ? »

Der Schwarze begann zu reden:

« Verwegener, höre meine Antwort. Ich bin der Ahnherr dieses Hauses — der, welcher neben mir steht, ist mein Sohn — und der dritte mein Enkel. Vor zweihundert Jahren war ich Vorsteher des Dorfes. Es herrschte damals Krieg. Als er zu Ende ging, brach die Pest aus und wütete schrecklich. Was der Krieg noch übriggelassen, das stiess sie unbarmherzig ins Grab. Unser Dorf starb fast gänzlich aus. Ich blieb am Leben. Es wäre aber besser gewesen, ich wäre auch gestorben, dann hätte ich mein himmelschreiendes Unrecht nicht begehen können. Das kam so:

Es lebte damals in dem Dorfe ein reicher Mann. In seinem Hause holte sich die Pest nacheinander ihre Opfer. Vater, Mutter, Söhne und Töchter starben. Nur ein dreijähriges Büblein blieb übrig. Das brachte ich zu einer alten Frau, und die zog es auf. Das ganze Vermögen des Kindes nahm ich als Vormund in meine Obhut. Der Knabe wuchs heran und wurde volljährig. Nun hätte ich ihm seine Reichtümer aushändigen sollen. Ich tat es nicht. Ich gab ihm ein kleines Gütchen und behielt das grosse Vermögen für mich. Es konnte mich niemand darüber zur Rede stellen, denn alle Leute, die um dieses Vermögen wussten, waren tot, — auch jene alte Frau, die den Knaben auferzogen hatte. Ich galt als ein Ehrenmann. Niemand hätte mich einer so schändlichen Tat fähig gehalten. Meinem Mündel ging es anfänglich gut. Später geriet er in Schwierigkeiten, seine Familie verarmte und fiel schliesslich den Mitbürgern zur Last. Mir aber lächelte das Glück. Ich besass jetzt ein grosses Vermögen, das sich in glücklichen Unternehmungen ständig vermehrte. Ich baute dieses Schloss und lebte hier in Reichtum und Ehren wie ein Fürst. Nach meinem Tode erbte mein Sohn alle Güter. Obwohl er um meine Schurkerei wusste, unternahm er nichts, um das Unrecht gutzumachen. Er führte wie ich ein geniesserisches Wohlleben. In gleicher Weise handelte auch mein Enkel. Mit ihm

starb unser Geschlecht aus. Wir konnten alle drei nicht selig werden und müssen als Geister hier im Schlosse umgehen, bis unser Unrecht gutgemacht ist. Nun wartet dir, Fremdling, noch eine schwere Aufgabe. Komm, ich will dir etwas zeigen. Geh voran!»

Hans wusste, dass man Geistern nie vorangehen soll, sonst beginnen sie zu hetzten und zu jagen, Er befahl darum: «Geht *ihr* voran; ich folge euch». Dann nahm er in die rechte Hand den De-

gen, in die linke die Kerze und folgte den drei schwarzen Gesellen. Sie schritten durch einen langen Gang und kamen zu einer eisernen Türe.

«Öffne hier», sagte der Ahnherr.

«Ich habe nicht geschlossen, öffne du selber», befahl der Soldat. Da machte der Geist selber die Türe auf, und sie kamen in eine kleine Kammer. Hier lagen allerlei Werkzeuge herum. Der Ahnherr deutete auf Hacke, Pickel und Schaufel und sprach:

«Nimm diese mit.»

Aber Hans Ohnefurcht entgegnete:

«Ich habe sie nicht da hereingelegt. Nimm du sie selber fort.» Nun hob jeder der Geister ein Werkzeug auf die Schulter, und einer

nach dem andern verliess den Raum. Sie wanderten weiter, durch lange Gänge, über steile Treppen und mussten auf diesem Wege noch durch sieben Türen gehen. Bei jeder sollte der Krieger öffnen. Aber weil er sich weigerte, mussten es die Geister selber tun.

Endlich gelangten sie tief unten in einen Kellersaal. Da stellten die Männer ihre Werkzeuge ab. Der Ahnherr deutete auf eine Stelle des Bodens und befahl dem Soldaten:

« Grab hier ! »

Der antwortete:

« Ich habe hier nichts verlocht — grab du selber. »

Jetzt machten sich die Geister an die Arbeit und begannen eifrig zu graben, einer mit der Hacke, der andere mit dem Pickel, und der dritte schaufelte die Erde heraus. Bald kamen drei mächtige Kisten zum Vorschein. Die waren bis zum Rande mit Geld gefüllt.

« Hilf uns die herausheben », baten die Geister.

« Lüpft sie selber heraus », lautete die Antwort.

Da legten alle drei Hand an. Ächzend und stöhnend hoben sie die Truhen aus der Grube und leerten deren Inhalt so auf den Kellerboden, dass drei Haufen entstanden. Und wieder trat der Geist des Stammvaters an den Soldaten heran und sprach:

« Welchen der drei Geldhaufen willst du ? Wählst du falsch, so bist du verloren, und wir sind nicht erlöst. »

Das war eine schwere Aufgabe. Hans Ohnefurcht dachte eine Weile nach und entgegnete schliesslich:

« Ich will sie alle drei. »

Jetzt heiterten sich die Gesichter der schwarzen Gesellen auf, und wie aus einem Munde riefen sie:

« O, habe Dank — wir sind erlöst ! »

Der Ahnherr aber fügte noch hinzu:

« Nimm dieses Geld und verteile es so: — Der erste Haufen gehört dem armen Manne, der am Ausgange des Dorfes in einer halbzerfallenen Bretterhütte wohnt. Er ist der letzte Nachkomme meines betrogenen Mündels. Den zweiten Haufen verteile nach und nach an die armen Leute dieser Gegend — den dritten behalte für dich. Auch das Schloss mit allem, was drinn und drum dazu gehört,

soll dein Eigentum sein. Aber, wehe dir, wenn du meinen Willen nicht genau erfüllst — dann wirst du an meiner Stelle einst hier umgehen müssen.»

Sprach der Soldat:

«Sei ohne Sorge. Ich werde die Schätze so verteilen, wie du mir befohlen, das schwöre ich dir.»

Ein Windstoss fuhr durch den Keller. Die Geister verschwanden.

Hans Ohnefurcht verteilte die Schätze und behielt, was sein war. Er nahm sich eine junge, hübsche Frau und führte als reicher Schlossherr noch viele Jahre ein vergnügtes Leben.

Der Schatz im Tennboden.

In einem Dorfe lebten zwei alte «Gettel». Sie waren sehr reich, aber ungemein geizig. Mit Hilfe eines Knechtes bewirtschafteten sie ein schönes Bauerngut. Zur Kirche gingen sie nie; sie beteten nicht Gott, sondern ihr Geld an. Den Knecht hingegen schickten sie alle Sonntage zur Messe. Das kam ihm sehr sonderbar vor. Er vermutete, die Meister wollten ihn nur aus dem Hause haben, um unterdessen frei und ungestört ihr Geld zählen oder sonst irgend einer Heimlichkeit frönen zu können. Das missfiel ihm, und er beschloss, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

An einem Sonntagmorgen verliess der Knecht das Haus und schlug den Weg zur Kirche ein. Doch bald kehrte er wieder um, schlich im Schutze der alten Obstbäume ungesehen zum Hofe zurück und versteckte sich auf der Heubühne. Die Glocken läuteten zum Gottesdienste, und sonntägliche Stille legte sich auf das Dorf. In ihrer Stube redeten laut und aufgeregt die beiden Gettel. Dann schlürpten sie in die Küche und von hier durch ein Türlein ins Tenn hinaus. Sie trugen einen Kessel voll Geld. Den stellten sie an die Wand und holten Axt und Brecheisen herbei. Damit rissen sie mitten in der Tenne den Boden auf. Eine Kiste kam zum Vorschein. Ihr Deckel wurde aufgehoben. Gold- und Silbestücke funkelten. Nun fergten sie den Kessel herbei und schütteten seinen Inhalt in die Truhe. Gab das ein Rauschen und helles Klingen! Eine Weile noch betrachteten die beiden Geizhälse ihren Schatz. Dann verschlossen sie die Kiste und nagelten den Tennboden wieder auf.

Einer aber stellte sich auf die geheime Stelle und sprach diesen Bann:

« Hier muss einer mit einem zweijährigen, weissen Geissbock rückwärts darüberreiten ».

Nun war das Werk getan. Die beiden Alten schlürpten in die Stube zurück, und Stille herrschte im Hause.

Der Knecht hatte vom Heuboden aus alles gesehen und gehört. Er fühlte sich von dem Tage an nicht mehr wohl in diesem Hause. Nach der Ernte schon packte er seine Sachen zusammen und wanderte in die Fremde. Viele Jahre blieb er dort, diente manchem Meister und dachte kaum mehr an sein Erlebnis. Doch einmal packte ihn das Heimweh mit Macht, und er kehrte in sein Heimatdorf zurück. Da hatte sich indessen manches geändert. Alte Häuser waren verschwunden, und neue standen an ihrer Stelle. Viel liebe Menschen, denen er so gerne die Hand gedrückt hätte, fand er nicht mehr. Sie ruhten in der kühlen Erde. Auch die beiden Gettel hatten ihren Schatz verlassen und die Reise in die Ewigkeit gemacht. Ihr Haus stand zwar noch da, war aber unbewohnt geblieben. Es hausten schreckliche Geister darin, die Tag und Nacht polternd und lärmend, heulend und jammernd umgingen und weder Menschen noch Tiere in ihrer Nähe duldeten. Das Haus ging dem Zerfall entgegen, und das ganze Dorf kam seinetwegen in einen üblen Ruf. Der Heimgekehrte begab sich zum Ortsvorsteher und erbot sich, die Gespenster zur Ruhe zu bringen. Der Vorsteher nahm sein Anerbieten freudig entgegen und erklärte ihm, es seien keine Erben vorhanden, er könne das Haus und alles was darin sei als Eigentum behalten, wenn ihm sein Vorhaben gelinge.

Nun begann der Knecht nach einem zweijährigen, weissen Geissbock zu suchen. Im ganzen Lande reiste er herum. Endlich fand er einen. Der war aber nur einjährig. Also musste er ihn zuvor noch ein Jahr lang füttern. Diese Zeit benutzte er, um ihn zum Reittier auszubilden. Der Bock war sehr gelehrig. Drückte ihn der Reiter mit den Knien, so ging er vorwärts. Zwickte er ihn mit den Daumennägeln in die Ohren, dann lief er rückwärts. Als das Jahr zu Ende war, zog der Knecht, auf dem Geissbock reitend, vor das Gespensterhaus. Hier stieg er ab und öffnete beide Tenntore. Im Hause polterten und lärmten wild die Geister. Nun stellte er den

Bock vor die Schwelle, stieg auf und zwickte ihn in die Ohren. Langsam schritt er jetzt rückwärts durch die Tenne. Als er aber über die Stelle ging, wo der Schatz lag, da ertönte ein fürchterlicher Donnerschlag. Das ganze Haus erzitterte, Bock und Reiter wurden emporgeschleudert und flogen in weitem Bogen zum Haus hinaus — der eine durch das vordere, der andere durch das hintere Tenntor. Die

Bretter des Bodens wurden aufgerissen und auf die Bühne hinaufgewirbelt. Als der Knecht sich vom Schrecken erholt hatte, wagte er sich wieder in die Tenne zurück. Er fand inmitten derselben ein tiefes Loch und darin lag eine grosse, offene Kiste, die bis zum Rand voll Gold und Silber war.

Von diesem Tage an wurde es still im Hause. Die Geister hatten Erlösung und Ruhe gefunden. Der einstige Knecht nahm Haus und Schatz in Besitz und war jetzt ein reicher Mann. Was die beiden Gettel durch Geiz und Habsucht gesündigt, suchte er durch Freigebigkeit und Wohltätigkeit gutzumachen.

Der Spielmann.

Alles was geschieht,
Ist nur Leid und Lied. *(Klabund)*

Unsere Vorfahren mussten oft härter um's Dasein kämpfen als wir. Sie hatten darum in manchen Dingen auch eine ernstere Auffassung vom Leben. Aber die Fröhlichkeit haben sie deswegen nicht weniger geliebt als wir, und für das Familienleben hatten sie mehr Sinn. An den langen Winterabenden wurde oft bis spät in die Nacht hinein gesponnen und geflochten. Das nannte man damals « kilten ». Heute hat das Wort einen andern Sinn. Damit es kurzweiliger werde, lud man einige Nachbarinnen ein. Unter munterem Geplauder ging die Arbeit leichter, und die Stunden schwanden schneller.

Besonders fröhlich wurde in alter Zeit im Sagenboden bei Plasselb gekiltet. Wenn so an einem Winterabend ein lustiges Volk in der grossen Bauernstube versammelt war, die Spinnräder schnurrten und die Rede munter sprudelte — dann ging plötzlich die Türe auf, und herein kam ein kleines, hageres Männlein. Es war gekleidet wie ein fahrender Schüler, trug Stiefel, blaue Hosen, langen grauen Rock und den Kopf bedeckte ein Sammetbarett. Ein roter Bart umrahmte das schmale, bleiche Gesicht. Unter dem Arm trug das Männchen immer eine Geige. Ohne ein Wort zu sprechen setzte es sich in den warmen Winkel hinter dem Ofen. Die Hausfrau stellte ihm eine Schüssel hin, und es löffelte langsam den Rest der Suppe aus, die vom Nachtessen übrig geblieben war. Dann kuschte es sich wieder ins « Ofenguggeli » und horchte auf die muntere Unterhal-

tung. Wenn aber Schlaf und Müdigkeit die Leute umfangen wollte, dann stand es auf, stimmte seine Geige und fing an zu spielen. Sogleich verstummten alle, hielten den Atem an und lauschten und lauschten den wundersamen, weichen Tönen, die das Spielmannli seinem Instrumente entlockte.

Das klang erst wie fernes Glockenläuten an einem Sonntagmorgen, dann wie Waldesrauschen, wie Quellengemurmel, wie Vogelsang und endlich wie das Jauchzen eines Menschen, dem das Herz überquillt vor Freude und Seligkeit. Dann wurden die Rythmen lockerer und gingen in einen leichtbeschwingten Tanz über. Die Mädchen begannen Arme und Beine im Takt zu wiegen. Geräuschlos wurden die Spinnräder in den Winkel gestellt. Die Buben fassten die Meitli um die Hüfte und fingen an, sie im Tanze zu drehen. Immer rascher ging die Melodie, immer rascher wirbelten die Paare. Des Spielmanns Augen funkelten, und seine Wangen glühten. Schneller, immer schneller zuckte der Bogen über die Geige, und es war, als ob er Funken aus den Saiten schlagen wollte. Hui, wie die Röcklein flatterten, und die Zöpfe flogen, und das ganze Haus erzitterte. Doch allmählich liess der Geiger im Tempo nach. Ruhiger, immer langsamer wurde die Melodie und mit leichten, tändelnden Schritten, fast wie ein gegenseitiges, lustiges Necken anzusehen, klang der Tanz aus. Jetzt wurden die Spinnräder wieder hervorgeholt und unter fröhlichem Gesang, den das Männlein kunstvoll zu begleiten wusste, nahm die Arbeit ihren Fortgang. Erst gegen Mitternacht ging man auseinander. Der Geigenspieler blieb hinter dem Ofen. Wenn aber die Leute am Morgen in die Stube traten, dann war er nicht mehr da.

Das war ein sonderbarer Mensch. Niemand kannte seinen Namen, niemand wusste, woher er kam. Er redete selten ein Wort. Nur wenn man ihm Speise oder Trank reichte, dankte er in einer fremdklingenden Sprache. Im Sommer hielt er sich auf den nahen Alpen auf, bald diesseits, bald jenseits der Aergera. Doch zeigte er sich nie bei Tage. Erst wenn die letzten Sonnenstrahlen die Berge vergoldeten, erklang am Waldrand droben sein wundervolles Saitenspiel. Dann liessen die Hirten die Arbeit liegen, eilten hinaus und lauschten den süssen Melodien, die aus den Höhen des Himmels zu kommen schienen. Auf den Weiden verstummte das Herdenge-

läut; die Tiere streckten die Köpfe horchend empor. Die Vögel vergassen ihre Lieder. Selbst der Abendwind hielt den Atem an, und der Bergwald rauschte nicht mehr. Himmlischer Klang erfüllte die Luft. Mit dem Einbruch der Nacht erstarb die Musik. Etwas später

tauchte der Spielmann in irgend einer Berghütte auf und setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, an das Herdfeuer. Er fröstelte immer. Man überliess ihm gerne das warme Plätzchen und reichte ihm auch Milch und Brot. Am Morgen war er nicht mehr da.

Ein Hirt, der ihn nicht kannte und für einen Landstreicher hielt, forderte das Männlein auf fortzugehen. Aber es blieb ruhig sitzen. Da ergriff er es mit fester Hand und stellte es vor die Türe.

Als er sich umwandte, da sass es wieder am Herd wie zuvor. Ein anderer Hirt erzählte, er habe das Männlein auch nicht gekannt und es hinausbefördern wollen, aber es sei nicht von der Stelle zu bringen gewesen oder er hätte es samt der Feuerplatte hinausgetragen.

Mit den letzten Herden zog auch der Spielmann ungesehen ins Tal um den Winter durch wieder bei den Kilteten zu spielen und zu einem warmen Ofen und einer warmen Suppe zu kommen. So vergingen mehrere Jahre. Niemand fürchtete sich mehr vor dem stummen Geigenspieler. Er war sogar ein gerngesehener Gast. Wo er auftauchte, brachte sein Spiel Freude in den harten Alltag und Klang ins Gemüt.

Es war ein Abend im Maien. Auf unseren Alpen sangen wieder die Hirten. Vom Schweinsberg und von der Muschenegg her tönten die Herdenglocken. Die Abendsonne lag golden auf den Bergen, die Luft war lind und der Himmel blau und hoch. Da schwebte vom Hang der Muschenegg ein wunderbares Klingen hernieder. Es war der Spielmann, der dort oben fidelte. Aber heute spielte er ganz anders als sonst. Erst klang es wie ein süsses Wiegenlied, dann folgten bald kindlichfromme, bald sorglos heitere, bald jugendlich übermütige Weisen, die nach und nach in frohe Wander- und Studentenlieder ausklangen. Doch plötzlich änderte das Spiel. Eine innigsüsse Melodie zitterte durch die abendliche Dämerung. Es war als ob die Nachtigallen sängen, als ob zwei Menschenkinder Worte der Liebe flüsterten, als ob zwei Seelen ineinanderschmelzen wollten. Doch plötzlich — wie ein Blitz — zerriss ein schriller Missklang das innige Spiel. Stille ward's. Hatte der Spielmann im Zorn die Saiten zerrissen ? Nein, er spielt wieder. Aber ein tieftrauriges Lied ist es, ein Lied von Tränen, Not und Verlassenheit. Doch nicht lange, dann klingt es wie Spott und Hohn, wie irres Lachen. Und schon wieder schlägt er neue Töne an. In der Tiefe beginnt eine trostvolle Melodie voll männlicher Kraft. Die ringt sich höher und höher empor, als wollte sie von der Erde sich hinaufwinden zu den ewigen Sternen. In Siegesfreude, erlöst von aller Erdenschwere, jubelt jetzt die Melodie in Himmelshöhe und verklingt auf dem höchsten Tone. Es ist, als ob ein Sternlein erlösche.

Das war des Spielmanns Lebenslied. Es war auch sein Abschiedslied. Niemand hat ihn seit jenem Abend wieder gesehen, und niemand mehr an seinem seelenvollen Spiel sich erfreuen können. Die Hirten meinen, er habe sich ins Innere des Berges zurückgezogen. An schönen Sommerabenden höre man dann und wann aus der Tiefe sein wundersames Saitenspiel heraufklingen. Die Nachwelt hat ihm in dankbarer Erinnerung ein Denkmal gesetzt. Oben im Plasselbschlund heisst heute noch eine Alp: « Das Spielmannli ».

Der Sonntagsschänder.

O wunderbares, tiefes Schweigen.
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.
(Eichendorff.)

Sonntagsfriede und Sonnenglanz liegt über dem Bergdörflein. Kein lauter Ton regt sich. Nur von den nahen Alpweiden klingen sanft die Herdenglocken, und weiter oben rauscht leise der Bergwald sein uraltes Lied. Alle Strassen und Plätze sind sauber gekehrt, und keine Kinder spielen heute vor den Häusern. Jung und alt ist im Kirchlein versammelt. Alle lauschen dem Gotteswort. Alle ? — Nein ! — Ein schwarzbärtiger Mann im Werktagsgewande verlässt sein Häuschen, schleicht wie ein Dieb auf Hinterwegen zum Dorf hinaus, eilt auf dem steilen Pfade quer durch die Weiden bergan und verschwindet im Walde. Dort oben hoch am Bergeshang findet er seinen Arbeitsplatz. Da will er Umschau halten, was in den nächsten Tagen zu schaffen sei. Er geht im Wald herum und zeichnet jene Bäume, die zum Fällen reif sind. Wenn er aber einmal die Axt in der Hand hält, dann kann er sie nicht mehr hinlegen. Sie heischt und heischt immer mehr. Er beginnt die gezeichneten Tannen anzuschneiden. Es hört ja niemand die Schläge, und er arbeitet am liebsten alleine. Die Axt bettelt: « Noch mehr, noch mehr ». Da haut er tief und tiefer in den Schnitt und freut sich fast kindlich, wenn endlich der Baum wankt, langsam sich vornüber neigt, am Wurzelstock krachend die letzten Fasern sprengt, um dann längelang donnernd hinzufallen. Doch die Axt ist noch nicht

zufrieden, sie heischt noch mehr. Erst wenn der Abendschatten sich auf den Bergwald legt, gibt sie ihr Opfer frei, und der Holzer macht sich talwärts. Er ist zufrieden mit seinem Sonntag. Es ist nicht das erste Mal, dass er ihn so feiert.

An einem Sommersonntag trieb es ihn wieder hinauf in den Hochwald. Kaum hatte er die Axt in die Hand genommen, da packte ihn die Leidenschaft. Er fällte einen Baum und noch einen. Er merkte nicht, wie sich über ihm rasch die Wetterwolken zusammenballten, sah nicht die Blitze zucken, hörte nicht den Donner rollen. Er hatte nur Augen für das Blitzen der Axt, nur Ohren für das Rollen der stürzenden Bäume. Wieder hatte er eine mächtige Tanne bis ins Mark gehauen. Sie krachte, sie neigte sich. Er sprang zurück um sich am Sturze des Riesen zu weiden. Da flammte ein Blitzstrahl, die Erde erbebte, und der Donnerhall übertönte das Krachen des fallenden Baumes. Dann ward es still am Berghang droben.

Als die andern Holzer am nächsten Morgen auf die Stätte kamen, fanden sie den Toten. Er lag auf dem Angesicht und hielt die Axt noch in der Hand. Sie wollten ihn aufheben. Da zerrann er in ihren Händen wie mürber Sandstein. Nur ein Häuflein Asche blieb am Boden. Darunter aber begann ein Samenkorn zu keimen. Niemand sah es. Leise wuchs es in die Tiefe. Die Asche gab seinen Würzelchen reiche Nahrung. Leise wuchs es in die Höhe. An der warmen Herbstsonne entfaltete es seine Nadeln. Wie ein grünes Sternlein sahen sie aus. Dann kam der Wintersturm und deckte es sorgsam mit einer weichen Schneedecke zu. Es schlief und schlief, bis der brausende Föhn es werkte und die Decke von ihm zog. Da war es Frühling geworden. Das Tännchen wuchs einen Sommer lang. Niemand achtete seiner. Es wuchs und wuchs Jahr um Jahr und reckte seinen Wipfel höher und höher empor. Einmal kamen Holzhauer vorbei. Einer blieb stehen und sagte: « Hier, wo die junge Tanne steht — genau da — ist einmal einer vom Blitz getroffen worden ». Im Weitergehen erzählte er seinen jüngern Genossen die Geschichte.

So ging die Erinnerung von einer Generation zur andern. Die Tanne aber wuchs indessen weiter und wurde eine Riesin. Jetzt erst entdeckte man, welch furchtbar Geheimnis sie durch all die Zeit behütet hatte. Gleich wie die Seele im Körper, so wohnte in

ihr der büssende Geist des Sonntagsschänders und tat deutlich seine Zeichen. Die ganze Woche hindurch stand der Baum regungslos und stille da, als ob er schliefe und träumte. Wenn aber am heiligen Sonntagmorgen der Berg wie ein Riesenaltar sich zum Himmel reckte, darüber die Sonne wie eine Monstranz erglänzte, die Glocken über Felder und Wälder ihren süssen Klang in die Bergeinsamkeit hinauftrugen, der Hochwald wie eine mächtige Orgel rauschte, das Zwitschern der Vögel, das Summen der Insekten, das Zirpen der Grillen wie ein hunderttausendstimmiges Loblied zum Himmel emporjubelte, dann — dann ging ein Zittern und Beben durch die Riesentanne, dann hoben und senkten sich ihre Äste, als wollte sie mit hundert Armen verzweifelt um sich greifen, nach einem Halt suchen und sich selbst aus der Erde reissen.

Kein Holzer hätte es je gewagt, die Axt an sie zu legen. So blieb sie stehen, hundert und vielleicht noch einmal hundert Jahre, bis einst ein Sturm die Morsche fällte und damit wohl auch die Seele des Büssers erlöste.

Pfarrer Husli.

Am 16. November 1858 starb in St. Silvester der Kaplan Peter Neuhaus. Sein Leib wurde in der Kirche von Giffers zur letzten Ruhe gebettet und harrt da der Auferstehung. Liebe und Güte, Frömmigkeit und Bescheidenheit waren die Tugenden, die den Mann in hohem Masse zierten. Alles was er besass, schenkte er den Armen und den Kranken, und oft litt er selber Mangel.

In ewigem Gedächtnis wird der Gerechte sein.

Diese Worte des Psalmisten erfüllten sich auch an Kaplan Neuhaus oder «Pfarrer Husli», wie das Volk ihn nannte. Man redet und erzählt noch heute von ihm. Die Nachwelt hat sogar einen Sagenkranz um diese edle Priestergestalt gewunden. Dieser Kranz ist zwar nicht neu. Er hat vordem schon andere Häupter geziert. Doch tragen die Sagen ein heimatliches Kleid, und darum seien sie hier erzählt.

Der Grabenmüller hatte ein Kind, das vom bösen Geiste besessen war. Schon wenige Tage nach der Geburt sass es auf dem Bogen der Wiege, und der Böse redete aus ihm. Angst ergriff die Eltern. Sie eilten zu Pfarrer Husli und baten ihn um Hilfe. Aber kaum war er ins Zimmer getreten, die Beschwörung vorzunehmen, als ihm der Teufel durch den Mund des Neugeborenen zurief: « Du Schelm, was willst du hier ? Gib erst zurück, was du gestohlen ». Der Pfarrer konnte nichts ausrichten. Auf dem Heimwege dachte er nach, wann und wo er denn gestohlen habe. Endlich fiel ihm etwas ein. Ja, das musste es sein. Vor vielen Jahren war er einst in einen entlegenen Bergstafel zu einem Kranken gerufen worden. Auf dem Heimwege

hatten ihn Hunger und Müdigkeit überfallen. Völlig entkräftet hatte er sich damals am Rande eines Ackers niedergesetzt, eine Rave ausgezogen und sie gegessen. Ja, das war das einzige Mal in seinem Leben, dass er etwas entwendet hatte. Pfarrer Husli ging sofort zu jenem Bauer, erzählte ihm alles und bat ihn, er möge ihm die Rave um Gotteslohn schenken. Dann kehrte er in die Grabenmühle zurück und es gelang ihm diesmal, dem Kinde den Teufel auszutreiben.

Im Tschabel lebte eine besessene Frau. Husli suchte ihr Hilfe zu bringen. Aber der böse Geist liess ihn nicht ins Haus hinein. Der Pfarrer verdoppelte jetzt sein Fasten und Beten und machte einen zweiten Versuch. Diesmal gelangte er in die Kammer. Doch der Böse rief ihm zu: « Mach dich fort, du Heuchler. Das Volk glaubt, du lebest armselig und gebest alles den Armen und Kranken. Aber in deinem Hause ist Weissbrot und Butter versteckt ». Husli eilte ins Pfarrhaus zurück und stellte seine Haushälterin zur Rede. Sie bekannte, es habe ihr heute eine Verwandte ein halbes Weissbrötchen und ein Mütschli Anken geschenkt. « Bringe das sofort der ärmsten Familie », befahl er. Als dies geschehen war, begab er sich wieder nach dem Tschabel, und siehe, jetzt gelang es ihm, den Teufel auszutreiben.

An einem Sommernachmittage besuchte Kaplan Neuhaus den Pfarrer von Giffers. Die Stunden vergingen unter ernsten Gesprächen. Über die Berge war indessen ein Gewitter gegangen. Man hörte in der Ferne die Ärgera mit wilden Wassermassen heranrollen. Hinter dem Gumberg (Combert) aber türmten sich neuerdings schwarze und gelbgraue Wolkenballen auf, und der Donner brummte.

« Jetzt muss ich heim », sagte Husli, « ich glaube, es gibt ein böses Wetter ». « Warte, bis es vorüber ist », antwortete der Pfarrer, « es wandert sich nachher leichter ».

Doch der Kaplan liess sich nicht länger halten und verabschiedete sich. « Ich fürchte, es könnte Hagel geben, und da muss ich bei meinen Schäflein sein », sprach er noch im Fortgehen. Dann eilte er zum Dorf hinaus und gegen die Färtschera hinunter, — im Gehen noch den Wettersegen betend. Das Ungewitter nahte mit der Schnelligkeit des Sturmwindes. Es rauschte und rollte und toste.

Als Husli an die Ärgera kam, da traute er seinen Augen kaum. Der Wildbach war von den Wolkenbrüchen in den Bergen mächtig angeschwollen. Noch hielt der Steg, aber die schmutzig gelben Wasser überfluteten ihn kniehoch. Da konnte er unmöglich hinüber. Einen Augenblick stand er ratlos am donnernden, schäumenden und spritzenden Strome. Jetzt sah er, wie die ersten Hagelstreifen über den Wald bei der Goma in seine Gemeinde hereinbrachen und ihr Vernichtungswerk begannen. Husli zog eilig seine Schuhe aus und schleuderte sie hoch im Bogen über den Bach, der hier die Grenze bildet. Ein Wunder geschah. Kaum hatten die Schuhe den Boden von St. Silvester berührt, da hörte der Hagel auf, die Wasserfluten nahmen ab, und der Kaplan konnte trockenen Fusses über den Steg gehen.

Es war an einer Priesterkonferenz in Tafers. Beim Mittagsmahl sass Husli auf dem letzten Platze unten am Tisch. Einige Mitbrüder fingen an, fein und leise sich lustig zu machen über des Kaplans verwaschene und geflickte Sutane. Immer lauter und deutlicher flogen die Witze. Husli schwieg und liess geduldig alles über sich ergehen. Einer der Nachbarn stichelte noch weiter: « Peter, man hört oft behaupten, du könnest mehr als wir andern. Das ist so eine Art Dilemma. Entweder ist diese Behauptung falsch oder sie ist richtig. Ist sie falsch, dann ist es deine Pflicht gegen diesen Irrtum aufzutreten. Ist sie richtig, dann schuldest du uns den Besweis ». Alle lachten: « Beweis, Beweis ». Einer plötzlichen Eingebung folgend stand Husli auf, ergriff seinen Hut und hängte ihn ohne Nagel an der glatten Wand auf. Dann zog er sein Mäntelein aus und legte es auf die Sonnenstrahlen, die durchs Fenster fielen. Endlich ergriff er noch ein Körbchen, füllte es mit Wasser und stellte es auf den Tisch. Es flosss kein Tropfen heraus. Nun setzte er sich wieder an den Tisch, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und betete leise: « Herr, rechne es mir nicht als Stolz an. Lass mich in Demut allzeit dir dienen ». Lautlose Stille herrschte im Saale. Endlich sprach der Dekan: « Petrus — te sede a dextris meis ».

Freudig, als wollten sie damit Abbitte leisten, rückten die Mitbrüder weiter hinab und überliessen dem « Pfarrer Husli » den Ehrenplatz.

Von starken Männern.

In alten Zeiten — als es noch keinen Kaffee und Tee gab, Tabak und Branntwein fast unbekannt waren, als man noch wacker Milch trank und Käs' und Brot ass, auf dem Strohsack schlief, ohne Maschinen arbeitete, zu Fuss reiste — da gab es noch urwüchsige, starke Männer, die dem biblischen Samson glichen, und von deren Körperkraft man noch heute redet.

In einem Dorfe des Oberlandes, da steht neben einem alten Bauernhause ein mächtiger Wehrstein, der einer riesigen Kartoffel gleicht und seine 200—300 Kilo wiegt. An diesem übten ehemals die Söhne des Hauses ihre Kraft. Wer den Stein nicht um das Haus herum tragen mochte, der galt als Schwächling, der sollte ledig bleiben oder studieren.

Vor Zeiten lebte in Plaffeien ein gewisser Neuhaus, den man wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe den « schwarzen Saler » nannte. Er war ein stiller, gutmütiger, fast einfältiger Mensch — ein « guter Tschooli », wie die Leute sagten. Solche Naturen sind nicht leicht in Zorn zu bringen. Wenn sie aber einmal erwarmen, dann sind sie blindwütig und unberechenbar. Saler besass eine herkulische Kraft. Ganz allein lüpfte er ein Fass voll Gyps, das 500 Kilo wog, auf einen Wagen. Im Schwingen und « Hegglen » liess er sich von niemanden besiegen...

Einmal kam ein berühmter welscher Schwinger ins Freiburgerland. Er suchte einen Partner, um seine Kraft und Kunst zu zeigen. Man holte den Saler. Eine grosse Volksmenge strömte zusammen, um dem Zweikampfe beizuwohnen. Jetzt traten die Gegner in den Ring. Der Welsche mass den schwerfälligen Deutschen mit einem überlegenen, spöttischen Blick, packte ihn ganz urplötzlich um die Arme

und warf ihn hohnlachend zu Boden. Dieser heimtückische Angriff, der eigentlich eine gemeine Überrumpelung war, brachte Saler in blinde Wut. Langsam erhob er sich. Flammend vor Zorn schrie er: «A so chan i o, süsch gug nume!» Dann umfasste er den Gegner, drückte seine Bärenpranken in dessen Hüfte, dass er laut aufschrie und warf ihn auf den Rücken. Blitzschnell sprang der Besiegte wieder auf und stürzte sich auf Saler. Dieser nahm ihn abermals in die Zange und schmetterte ihn zu Boden, wo er seine Weile stöhnend liegen blieb. Endlich erhob sich der Welsche und kam wutschnaubend in geduckter Stellung auf seinen Feind los, um ihn bei den Beinen zu packen. Doch Saler kam ihm zuvor, fasste ihn mit eisernem Griff am Nacken und am Hosenboden, hob ihn hoch empor und warf ihn im weiten Bogen durch die Luft, dass er den erschrockenen Zuschauern vor die Füsse fiel und dort wie tot liegen blieb.

Im Sommer hirtete Saler auf einer Alp des Schwarzseetales. Hin und wieder kam es vor, dass Schwinger zu ihm kamen, an ihm ihre Kraft zu erproben und ihm seine Griffe und Kniffe abzugucken. Zu einem friedlichen Hosenlupf war Saler immer bereit. In dieser Absicht suchte ihn auch ein bekannter Schwinger aus dem Bernbiet auf. Dieser hegte insgeheim die Hoffnung, ihm den Ruhm der Unbesiegbarkeit entreissen zu können. Unter einer breiten Wettertanne höhlte Saler gerade einen mächtigen Baumstamm zu einem Brunnentrog, als der Berner zu ihm trat und ihn also anredete: «Säg! — bisch du dää, wo dem wäutsche Uhung d'Muggen ustribe hät?»

Saler fragte: «Hesch du das o scho vurnoe?»

«Heh, deich wouw», erwiderte der Berner — «die ganzi Wäuwt prichtet dervo. As isch mi Gottseuw aso. Lue, das het mit gfröuwt, i cha der nit säge wie. I bi äxtra übere choo, für der as Kumplimänt z'mache. Ja, u dee — dee han di no öppis angersch wöuwe frage.»

Saler ahnte, was der Fremde wollte und sprach: «Ebe chom, wir gangen i d'Hütta wui». Mit diesen Worten nahm er die Hohlaxt auf die linke Schulter, den halbfertigen Brunnentrog unter den rechten Arm und schritt den Hang hinauf der Hütte zu. Der Berner folgte ihm. Oben angekommen, legte Saler die Bürde nieder und ging in den Gaden. Nach einer Weile kam er heraus und hielt

zwischen Daumen und Zeigfinger eine Gebse voll Milch. Die streckte er dem Fremden so gelassen hin, als ob es nur ein Teller wäre und sprach lachend: « Tä da, trich afen a Tropf Mülch. »

Jetzt hatte der Berner genug gesehen: Der Brunnentrog unter dem Arm, die Gebse voll Milch zwischen zwei Fingern — das war unerhört. Er wagte es nicht, die Milch in Empfang zu nehmen, er hätte beide Hände dazu gebraucht. Verlegen wehrte er ab: « Dank heigisch — Dank heigisch ». Und ohne zu sagen, wozu er gekommen, machte er sich eiligst von dannen.

* * *

Ein anderer Kraftmensch war der junge Ruffieux von Oberschrot. Er diente als Chüjerbub in den Gantrisch- und Spittelbergen. Es war zur Zeit, als die schreckliche Viehseuche wütete, da sassen eines Abends die Hirten schweigend beim Nachtessen. Die Traurigkeit würgte sie. Milch, Ziger und Brot blieben fast unberührt. Soeben war wieder eine der brävsten Kühe verendet. Der Meisterhirt unterbrach die Stille und sagte: « Wir müssen das Tier noch heute abend zum Kreuz hinabschleifen und es dort verlochen. Schade, dass wir kein Pferd haben, denn die Kuh ist sehr schwer. Doch, wenn wir alle Hand anlegen, werden wirs auch schaffen. Wo steckt übrigens der Bub wieder ? Der muss dann auch helfen ». In diesem Augenblick trat der Junge in die Küche und sprach: « So, ihr könnt dann die Grube zuschaufeln, ich habe die Kuh alleinig hinabgeschleift ».

Einmal plagten ihn die Hirten: « Wenn du doch so kräftig bist, warum nimmst du denn beim Holztragen nur so kleine Bürden ? » Da lachte das Bürschlein und meinte: « Ich habe den Lohn nur als Chüjerbub und trage darum nicht Bürden wie richtige Chüjer ».

Auf der Richisalp im Simmental war Kilbi. Da zogen die Hirten des Gantrischgebietes über die Mähre, um mit den Bernersennen bei Spiel und Trank, Gesang und Tanz einen fröhlichen Tag zu feiern. Der Bub wäre auch gerne mitgegangen, aber die Hirten hiessen ihn zu Hause bleiben, er sei noch zu jung und habe zudem nur « kudleti » Kleider. Der Junge war aber nicht gesonnen, daheim zu bleiben. Heimlich schlich er den Hirten nach. Ob der Richisalp legte

er sich im Schatten nieder. Sehnsüchtig blickte er hinunter auf das fröhliche Treiben. Jauchzen, Singen und Becherklang tönten zu ihm herauf. Er hörte die lupfigen Rythmen der Musik und sah, wie die Sennen mit den hübschen Simmentalerinnen über den Tanzboden wirbelten, dass Röcke, Zöpfe und Bänder flogen. Ach, wie gerne wäre er dabei gewesen. Aber — zu jung. Als ob Jungsein ein Fehler wäre.

Man sagt, an einer Kilbe gehe es lustig bis zuletzt. Ja, so war es auch auf Richisalp. Am späten Nachmittag, als man schon an die Heimkehr denken musste, gerieten die Freiburger mit den Bernern in Streit. Zuerst gabs böse Worte, dann Drohungen und endlich Tätlichkeiten. Die Berner besassen die Übermacht und drängten die Freiburger mehr und mehr zurück. Doch plötzlich schoss der Chüjerbub wie ein Bisenwetter den Hang herunter, schwang einen mächtigen Stecken, den er sich aus einem knorrigen Tannast geschnitten und hieb wie ein Wilder auf die Berner los. Einer nach dem andern trohlte zu Boden. Die Mädchen heulten und schrien: « Gät acht uf de Kudlochte; er schlat mit jedem Streich eine z'tot ». Dem Jungen wuchs darob der Mut. Wie Uli Rotach schlug er mit seiner Waffe wütend um sich, dass keiner der Feinde an ihn herankommen konnte. So trieb er ganz allein die Berner bis weit den Hang hinunter. Endlich gab er die Verfolgung auf und kehrte mit den Freiburgern jauchzend und singend in die Spittelberge zurück. Man nannte ihn fortan nur mehr « der Kudlochta ». Was später aus ihm geworden, ist nicht mehr bekannt. Vielleicht hat er noch andere Kraftstücke verübt; vielleicht hat er eine Frau genommen und ist ein stiller Mann geworden.

Der Harzer.

In den Wäldern zwischen Giffers und Praroman hauste ein Bär. Der hatte in der Umgegend schon manches Schaf und manche Ziege zerrissen. Eines Tages veranstalteten die Bürger von Praroman eine Treibjagd, um das böse Vieh unschädlich zu machen. Ein Gifferser sammelte gerade in jenem Walde Harz. Da hörte er Hundegebell und Hörnerschall. Immer näher kam der Lärm. Plötzlich krachten hinter ihm die Zweige, und wie er sich umwandte, gewahrte er einen grossen, zottigen Bären, der brummend auf ihn loskam. Der Gifferser kletterte in der Todesangst schnell auf eine Tanne hinauf. Der Bär ging schnuppernd um den Baum herum und trottete dann weiter. Der Gifferser glaubte sich schon gerettet; da kam aber das Schlimmste erst noch. Die gehetzte Meute stürmte heran und machte plötzlich unter der Tanne Halt. Ein Dutzend blutgieriger Hunde bellten zum geängstigten Manne hinauf. Nun kamen die Jäger, sahen in den Ästen droben ein Lebewesen und meinten nichts anderes, als das sei der Bär. « Loà, loà, lé inque — lé inque !» riefen sie freudig. Schon legte einer das Gewehr an die Wange und zielte. Da rief der Gifferser aus Leibeskräften: « Halt ! schiess nit. I bü nit der Bär; i bü nume an arma Harzer va Güfersch ! » Der Jäger, der zum Glück deutsch verstand, riss das Gewehr aus dem Anschlag und rief seinen Genossen zu: « Halt ! Terride-pâ. Lé on pourro pezené de Tzevreillé ! » Wie auf Kommando senkten sich die Gewehre, und die Jäger brachen in ein schallendes Gelächter aus. Unterdessen war der Harzer vom Baum herun-

tergeklettert und stand nun wie ein ertappter Dieb schlotternd vor den Welschen. Doch diese gaben ihm nur zu verstehen, er solle sich künftig sein Harz in den Wäldern von Giffers holen.

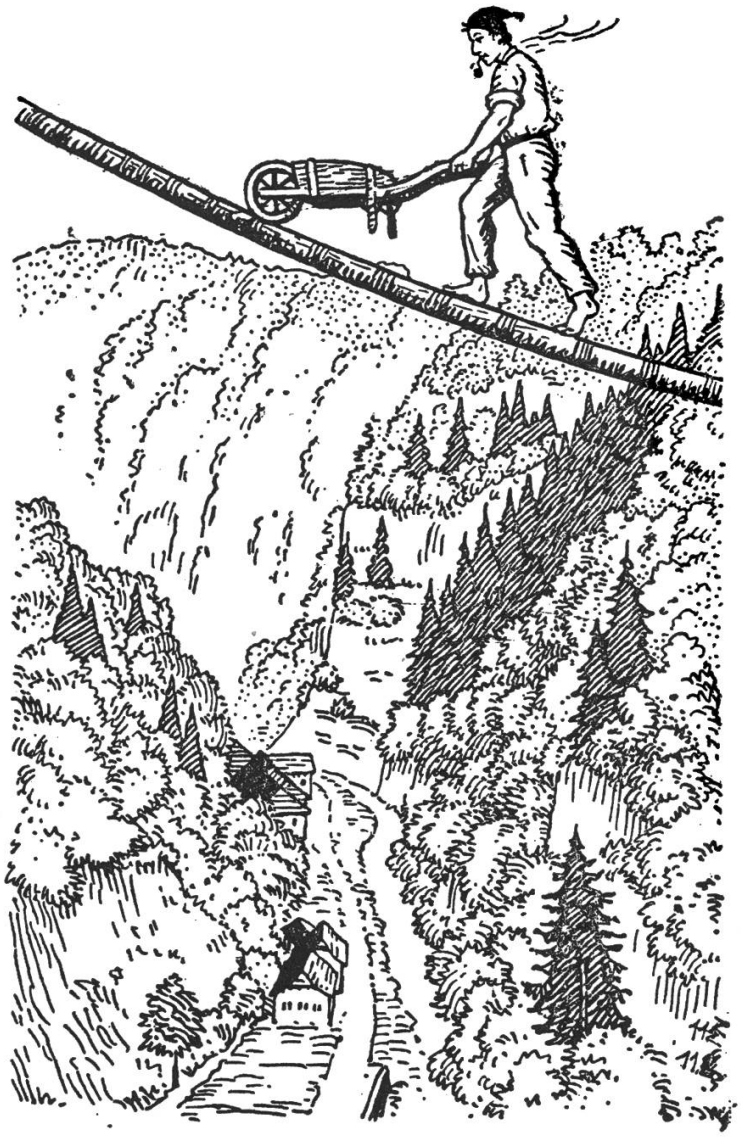
Die Geschichte wurde bald im ganzen Lande bekannt und man nannte von da an die Gifferser nur mehr die « Harzer » und die Praromaner die « Bären ».

Der mutige Sensler.

In den Jahren 1838-40 baute der französische Ingenieur Chaley die Drahtbrücke über die Galternschlucht. Das war ein Ereignis für Freiburg. Jeden Tag standen hunderte von müssigen Zuschauern um den Arbeitsplatz. Da wurden zuerst die Schächte aus dem Felsen gehauen, in denen die Kabel verankert werden sollten. Dann spannte man die Drahtseile über den 75 Meter tiefen Abgrund. Das lockte die Neugierigen erst recht herbei. Die Arbeiter waren teils Freiburger, teils Franzosen. Eines Tages spielte sich in der Mittagspause ein Zwischenfall ab, der den Zuschauern einen ordentlichen Nervenkitzel verursachte.

Ein Franzos wagte sich barfuss, von der linken Talseite aus, auf eines der Drahtseile hinaus. Langsam, Schritt um Schritt, ging er immer weiter. Einige seiner Genossen riefen ihm zu, er solle umkehren, andere ermunterten ihn, nur vorwärts zu gehen. Und er ging. Mit ausgespannten Armen das Gleichgewicht stützend, rückte er Fuss um Fuss immer weiter vor, bis er endlich oben auf dem Felsen anlangte. Ein Jubelschrei tönte zu ihm herauf. Der Franzos aber stellte sich auf den Rand des Felsens, hielt die Hände an den Mund und rief stolz hinüber: « Wenn ein Schweizer das nachmachen kann, so soll er kommen ! » Die Franzosen klatschten wie besessen Beifall und begannen über die Schweizer zu spötteln und zu lachen. Plötzlich sprang ein Sensebezirkler auf, warf den Kittel von sich, krempelte die Hemdärmel auf und zog Schuhe und Strümpfe aus. Dann zündete er sein Pfeifchen an, ergriff eine Stossbahre und begab sich mit dieser auf das schwankende Drahtseil. Schritt um Schritt rückte er vor. Atemlos schauten ihm hunderte zu. Jetzt stand er mitten über dem Abgrund. Qualmend und rauchend wie eine Lokomotive nahm er den steilen Anstieg. Immer

weiter, immer höher ging es. Frauen und Mädchen schrien, zitterten und durften nicht mehr zuschauen. Endlich langte er oben auf dem Felsen an. Ein mächtiger Beifallsturm erbrauste. Der Sensler



aber stellte sich an den Rand des Felsens, hob mit beiden Armen die Stossbahre hoch empor und rief hinüber: « Wenn ein Franzos das nachmachen kann, so soll er grad kommen ». Ein Jubelruf, der nicht mehr enden wollte, ein Klastschen und Tücherwinken war die Antwort der begeisterten Menge.

Dem mutigen Sensler hat aber bis auf den heutigen Tag noch kein Franzos dieses Wagestück nachgemacht.

Der verlorene Sohn.

Im Bergland droben wohnte ein reicher Bauer. Der hatte einen einzigen Sohn. Eines Tages kam der Herr Pfarrer ins Haus und sagte den Eltern, der Bub, der Fridel, sei ein ganz talentierter Bursche, sie sollten den studieren lassen. Es würde sicher etwas Tüchtiges aus ihm. « Ihr meint es gut, Herr Pfarrer », entgegnete der Bauer, « aber *wer* soll dann einmal den Hof übernehmen, wenn der Bub ein Gelehrter wird ? Ich will mir die Sache noch gründlich überlegen ».

Am Abend hielten die Eltern Rat. Der Vater glaubte noch immer, es wäre das beste, aus dem Bub einen Bauer zu machen. Aber die Mutter entgegnete: « Denk doch, wenn der Fridel Pfarrer würde — oder Dekan — oder sogar —. Nein, ich darfs nicht sagen. Aber stelle dir vor, es wäre dann einmal Chrismet in unserem Dorfe, alle Häuser mit Fahnen geziert, das ganze Volk auf dem Platz versammelt, und dann käme eine feine Kutsche, und unser Bub stiege aus, mit einem goldgestickten Chormantel angetan, die Mitra auf dem Haupte, den goldenen Krummstab in der Hand — und alles Volk kniete nieder, und er ginge segnend durch ihre Reihen, — nein, ich darf nicht weiterdenken ; ich glaube, ich könnte selbst im Himmel keine grössere Freude mehr erleben. »

« So weit denke ich einstweilen noch nicht », antwortete der Vater, « aber ich glaube selber auch, aus dem Bub könnte etwas Grosses werden. Wie wäre es, wenn wir den Versuch wagten und ihn vorerst ein Jahr auf die lateinische Schule schickten ? Latein muss

einer können, sonst wird er kein Gelehrter. Alles weitere ergibt sich vielleicht ganz von selber».

Mit diesem Vorschlag war die Mutter freudig einverstanden. Sie begann alsbald dem Fridel sein Bündel zu rüsten, und eines Morgens nahm der Bub Abschied. Der Vater führte ihn mit dem Wägeli in die ferne Stadt. Dort gab er ihm eine «Blater» voll Gold- und Silberstücke und eine noch viel grössere Menge heilsamer Ermahnungen. Dann kehrte er wieder heim. Der Sohn mietete eine billige Bude und kaufte sich eine himmelblaue, samtene Studentenmütze. Tag für Tag durchwanderte er jetzt die Stadt nach allen Richtungen und fand immer wieder neue Herrlichkeiten, die dem Bauernjungen aus dem Bergland das Herz entzückten.

Bald machte er Bekanntschaft mit andern buntbemützten Burschen. Die lehrten ihn, das Leben von der heitern Seite zu nehmen. Sie besuchten fleissig die Schenken, leerten die Humpen, sangen allerlei Flausenlieder und brachten des Nachts den schönen Mädchen Serenaden. Dem Fridel gefiel dieses fröhliche Leben über alle Massen. Bald war er der lustigste und witzigste unter allen. Aber die Gold- und Silbervögel flogen einer nach dem andern aus der Blater, und nach einigen Wochen war diese leer. Jetzt liessen ihn die Kumpane im Stich. Fridel ging allein, hungrig und durstig durch die grosse Stadt und zerbrach sich den Kopf, was er nun tun solle. Da erinnerte er sich des verlorenen Sohnes in der Bibel und sprach zu sich selber:

« Habe ich nicht gleich gehandelt wie er — mein Geld mit leichtsinnigen Kameraden verschwendet — nichts geaarbeit ? Nun muss ich hungern. Soll ich jetzt auch Schweine hüten ? Nein, nur das nicht ! — Doch, wie geht die Geschichte weiter ? Ach ja: Wie viele Knechte im Hause meines Vaters haben Brot im Überflusse; ich aber sterbe hier vor Hunger. Ich will mich aufmachen, zu meinem Vater gehen und ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt. — Ja, ich will es auch so machen, will ins Vaterhaus zurückkehren. »

Noch am selben Tage schnürte er sein Bündel und trat die Heimreise an. Aber mit jedem Schritt, der ihn der Heimat näher brachte, entschwand ihm der Mut. Was sollte er Vater und Mutter sagen ? Er habe das viele Geld verjubelt, verzecht und die Latein-

schule kein einziges Mal besucht ? Nein, dieses Bekenntnis brachte er nicht über die Lippen, das wusste er. Was also sagen ? Da war guter Rat teuer. Müde liess er sich am Wegrande, im Schatten eines Baumes nieder und dachte nach — dachte nach. Da hörte er über sich ein Vögelein singen. Er schaute hinauf und sah einen merkwürdigen, sichelförmig gekrümmten Ast am Baume. Mitten in dem Bogen sass ein Fink, äugte zu ihm herunter, schüttelte das Köpflein und schmetterte aus vollem Halse ein Lied. « Das Vögelein will mir gewiss etwas sagen », dachte Fridel, und horchte gespannt. Da war es ihm, als hörte er es also singen: « Ei, ei, ei, sei nicht so dumm und lüg doch ». — Jetzt kam dem Burschen ein rettender Gedanke. « Finklein, du hast recht. Ich werde lügen — aber lateinisch lügen. » Als er nach einer kleinen Weile wieder zum Baume aufblickte, da war das Vögelein fort und der krumme Ast leer. « Der krumme Ast — wie könnte man das wohl lateinisch sagen ? dachte er. « Ich habs: *Chromastus* soll das Ding heissen. — *Chromastus.* »

Freudig erregt stand er auf, hängte sein Bündel um und wanderte weiter. Da fand er auf der staubigen Strasse einen leeren Kornsack. Er hob ihn auf und nahm ihn mit. Im nächsten Dorfe verkaufte er ihn einem Bauer für zwei Batzen. Mit diesem Gelde ging er schnurstracks in die Wirtschaft und liess sich einen Schoppen und ein Stück Brot bringen. Während er beides genoss, dachte er nach wie man dieses Ereignis lateinisch erzählen könnte. Plötzlich lachte er laut auf: « Ich mache es kurz und gut. *Alter Sackfundus* heisst die Geschichte ».

Neugestärkt verliess der Studios die Schenke und wanderte weiter. Der Weg schien ihm endlos lang, die Sonne brannte heiss, und kein lebendes Wesen begegnete ihm. Endlich kam er zu einem Bauernhaus. Auf der Matte nebenan weidete eine Mähre mit ihrem Fohlen. Das Bild erinnerte ihn an daheim. Er blieb stehen und schaute dem munteren Spiele der beiden Tiere zu. Da fing das « Fili » an zu galoppieren, zuerst rund um die Mähre herum, dann immer in grösseren Kreisen und rascherem Tempo. Plötzlich stürzte es und trohlte über und über. Aber im Nu stand es wieder auf den Beinen und eilte zur Mutter, die es herzlich liebkoste und leckte. Der Wanderer zog weiter und dachte lange nach, wie er dieses

Geschehnis lateinisch ausdrücken könnte. «*In Matta Fili-um*», schien ihm endlich das beste zu sein.

Die Strasse ging in steilen Windungen bergan. Auf der Höhe lag ein Dörfchen. Von dort nahten zwei Männer mit einem Fuder Heu. Einer lenkte an der Deichsel das Gefährt, der andere folgte hintennach und drehte die Bremse. Langsam kamen sie näher. Auf einmal ging das Fuder schneller und schneller. Der Mann an der Deichsel stemmte mit aller Kraft rückwärts und rief nach hinten: « Sperr, sperr — i mas nüme b'ha ! » Der andere antwortete: « I cha nit ! D'Mekanig ist kaput ! » Immer rascher rollte der Wagen abwärts. Jetzt kam eine Kurve. Der Mann an der Deichsel sprang auf die Seite und liess das Fuder gradaus gehen. Es schoss über den Strassenrand hinaus, überschlug sich ein halbdutzendmal und blieb unten am Hügel liegen, die Räder nach oben gekehrt. Fridel hatte aus nächster Nähe den ganzen Vorfall beobachtet. « Das gibt wieder einen lateinischen Vers », dachte er im Weitergehen. « *Spera caput* — *Radobus*, damit ist alles gesagt. »

Ein lustiges Studentenlied singend durchwanderte er das Dorf. Wie gerne wäre er hier eingekehrt, aber er hatte kein Geld. Also weiter, immer weiter, bald an Kornfeldern vorbei, bald durch schattige Wälder, bald einem plaudernden Bach entlang, so ging der Weg aufwärts den Bergen zu. Die Sonne näherte sich schon dem Horizonte. Fridel war müde und durstig. Da erblickte er etwas abseits der Strasse einen Brunnen, über den eine mächtige Linde schützend ihre Äste streckte. An diesem schönen Plätzlein wollte er eine Weile rasten. Er setzte sich auf den Rand des Brunnens, tauchte die Hände in das kalte Nass und benetzte das erhitzte Gesicht. Dann trank er in grossen Zügen aus dem sprudelnden Quell. Eine wohlige Müdigkeit schlich ihm in die Glieder. Er streckte sich im Schatten des Baumes aus, nahm sein Bündel unter den Kopf und schlummerte ein.

Jetzt kam ein hübsches, blitzsauberes Mädchen auf einem Feldwege daher, um Wasser zu holen. Es stellte den Kessel unter die Röhre, und während er sich füllte, erging es sich im Lindenschatten. Doch plötzlich erschrak es heftig. Wer lag denn da im Grase ? Wohl ein müder Handwerksbursche — nein, ein Student musste das sein. Die bunte Mütze lag auf seiner Brust. Das Mägdlein

trat näher und betrachtete den Schläfer. « Gott, welch ein schöner Bursch das ist, mit blonden Locken, frischroten Wangen und weichem Flaum um die Lippen. Atmet er noch ? » Es kniete neben ihm nieder und horchte. Da spürte es einen warmen Atem an seiner Wange. Und plötzlich — ohne dass es recht wusste, was es tat —

hauchte es einen weichen Kuss auf des Burschen Mund. Jetzt schlug der Junge seine hübschen Augen auf und blickte die Maid freudig erstaunt an. Sie aber sprang mit schamroten Wangen auf, ergriff den vollen Kessel und eilte von dannen. « Wie heissest du ? » rief er ihr nach. « Regin », tönte es leise zurück. « Donnerwetter, das ist ein nettes Meitli, » brummte Fridel und leckte sich die Lippen ab. « Die hat ein Schnäbelein, wie Honig so süss. Und Regin heisst sie ? — Regina, das ist ein lateinischer Name. Wart, das gibt wieder ein feines Sprüchlein. Ich habs schon: *Regina — Hung Schnaboli.* Ja, grad so ! »

Das reizende, kleine Erlebnis, hatte dem Wanderer alle Müdigkeit weggenommen. Bald singend, bald pfeifend ging er wieder seines Weges. Die Nacht brach herein, und das war ihm gerade recht, denn er näherte sich schon dem Heimatdorfe. Die Leute sollten seine Heimkehr noch nicht erfahren. Spät in der Nacht klopfte er am Elternhause an. Vater und Mutter waren voll Freude, als sie ihren Einzigen wieder sahen. Wie dem verlorenen Sohne so wurde auch ihm das beste aus Küche und Keller aufgetragen und ein Freudenmahl gehalten. Doch endlich stellte der Vater die gefürchteten Fragen, was er in der Stadt gelernt habe, und warum er so bald wieder heimgekehrt sei. Jetzt musste der Bub mit seiner Lüge heraus. « Ich habe fleissig Latein studiert und in zwei, drei Wochen gelernt, was andere in soviel Jahren nicht fertig bringen. » —« Hm, das scheint mir doch etwas flink gegangen zu sein », zweifelte der Vater. Lass hören ! Erzähle mir auf lateinisch irgend etwas, das du erlebt hast. » Nun stand der Fridel auf und mit gehobener Stimme und feierlicher Geste trug er vor:

« *Cromastus*
Alter Sackfundus
In Matta Filium
Spera caput — Radobus
Regina, Hunc Schnaboli
Oh gaudium ! »

Unwillkürlich leckte er bei den letzten Worten in seliger Erinnerung wieder die Lippen. Der Vater aber durchschaute ihn und sprach: « Also ist es doch wahr, was die Leute munkeln, — du habest in der Stadt ein Vagantenleben geführt und nur die Liederlichkeit gelernt. So wie du kann *ich* auch lateinisch. Fridelibus, jetzt ist's fertig mit studieribus — jetzt heisst's wieder schaffibus — morgen schon Mist zettibus ». Das war dem Burschen gerade das Rechte. Gerührt von des Vaters Güte bekannte er: « Ja, Vater, ich habe gesündigt und deine Liebe und Güte missbraucht. Ich habe dein Geld mit liederlichen Kumpanen verjubelt und nichts gelernt. Nimm mich wieder in deinem Hause auf. Ich will schaffen wie ein Knecht und alles wieder gut machen. Ein Bauer will ich werden und kein Gelehrter ». Jetzt umarmte ihn der Vater und sprach: « So, nun gefällst du mir

wieder, Fridel. Mit der Studiererei war ich sowieso immer nur halb einverstanden. Bauern wollen wir sein und bleiben. Bauern!»

Doch über die Freude der beiden flog bald ein dunkler Schatten. Sie dachten an den morgigen Tag, an die Nachbarn und an den blöden Klatsch im Dorf. « Unbrauchbar — durchgefallen — fortgejagt — zu hoch hinaus gewollt» — so und ähnlich werden die Schlagwörter lauten. Für Schadenfreude, Spott und Hohn brauchte man gewiss nicht zu sorgen. Lange rieten sie hin und her. Endlich fanden sie eine Lösung. Fridel sollte sich noch einige Zeit in der hintern Stube versteckt halten und niemand zeigen. So würden alle Leute glauben, er sei noch immer in der Fremde. Nach einigen Wochen gehe das Sommersemester zu Ende. Dann dürfe er das Versteck verlassen, mit Ehren unter die Mitmenschen treten und diese glauben lassen, er habe Ferien.

Doch es kam anders. Am folgenden Morgen spazierte Fridel wie ein Gefangener in seiner engen Kammer herum. Da hörte er wie draussen, just vor seinem Fenster, der Vater mit dem Nachbar in Streit geriet. Von Hühnern und zertretenem Gras handelte zuerst der heftige Disput. Dann ging er nach und nach in grobe persönliche Beschimpfung über. Endlich sagte der Vater: « Putz du vor deiner Türe — hast dort genug Dreck!» Der Nachbar schnaufte vor Zorn und rief: « Du — du könntest noch in der Stadt Dreck putzen. Es ist einer dort, der macht nichts als saufen und den Weibern nachlaufen!» Jetzt hielt der Vater die geballte Faust dem Nachbar unter die Nase. Der aber wich einen Schritt zurück und drohte mit der Hacke dreinzuhauen. Jetzt hielt es der Fridel nicht mehr länger in der « Fremde» aus. Er riss das Fenster auf, satzte hinaus und hieb dem Nachbar ein paar saftige Ohrfeigen herunter. Der aber liess die Hacke fallen und floh ins Dorf. Dort erzählte er allen Leuten, der Student sei wieder daheim — vielleicht schon lange daheim — wohl fortgejagt worden — der Alte habe ihn in die hintere Stube eingesperrt.

Wohl die meisten Menschen machen in ihrem Leben einmal eine Dummheit, die einen schon früh, die andern erst spät. Glücklich wer in der Jugend um diese Erfahrung reicher wird. Sie schützt ihn vor weitern Entgleisungen. Bei Fridel war es so. Als er sein Abenteuer hinter sich hatte, wurde er ein ernster Mann. Unbeküm-

mert um Spott und Hohn und üble Nachrede, ging er seinen Weg, schaffte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, nahm den Eltern an Arbeit ab, was er nur konnte und machte ihnen mit jedem Tag mehr Freude. Nach und nach verstummten alle Spötter, und man redete wieder mit Hochachtung von dem jungen Manne. Einmal noch griff er zum Wanderstabe und pilgerte ins Unterland. Dort fragte er in einem gewissen Dorfe vorsichtig nach einer blondzopfigen Maid, namens Regin. Er fand sie, warb um ihre Hand und führte sie als Frau nach Hause.

Das ist die Geschichte vom verlorenen Sohn, der ein Pfarrer oder Bischof oder Gelehrter werden sollte und dann ein tüchtiger Bauer wurde, was auch nicht wenig ist.